Zeitschrift: Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Thurgau
Band: 40 (1900)
Heft: 40

Artikel: Johann Adam Pupikofer : Beiträge zu seiner Lebensbeschreibung [Fortsetzung]
Autor: Meyer, Johannes
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-585636

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Johann Adam Pupikofer.

Beiträge zu seiner Lebensbeschreibung

von **Dr. Johannes Meyer.**

(Fortsetzung.) *)

In der gemeinnützigen Gesellschaft hatte im Frühling des Jahres 1823 Dr. Scherb von Bischofszell die Gründung eines Kantonsspitals angeregt, und sie war dort auf fruchtbaren Boden gefallen. Es handelte sich nur darum, das Geld dafür herbeizuschaffen. Man nahm zu diesem Zwecke die Beihülfe des Staates, der Gemeinden und Liebessteuern wohlthätiger Privatleute in Aussicht; allein die ökonomischen Verhältnisse dieser drei Faktoren waren noch immer sehr beengt, so daß man sich keine große Hoffnung auf namhaften Erfolg machte. Der Staat besaß fast kein Vermögen und bezog lächerlich kleine Steuern, und die Gemeinden hatten noch von den Kriegsjahren her genug Lasten zu tragen; so blieb nur noch die Privatwohlthätigkeit übrig. Dennoch gab sich besonders Regierungsrat Freyenmuth viel Mühe in den Behörden, um das schöne Werk zu stande zu bringen. Am 27. Mai 1825 wurde der Antrag auf Errichtung einer kantonalen Krankenanstalt im Kl. Rat angenommen und an den Gr. Rat weiter geleitet; dort wurde der Dekretsvorschlag

---

*) Die frühern Abschnitte erschienen in diesen Thurg. Beiträgen zur vaterländischen Geschichte, nämlich: Heft 35 (1895), S. 69—154. I. 1797—1815 bis zum Weggang auf das Karolinum in Zürich. — Heft 36 (1896), S. 50–105. II. 1815—1817 Studienjahre in Zürich. — Heft 37 (1897), S. 97—183. III. 1817—1821 Vikar und Pfarrer in Güttingen. — Heft 39 (1899), S. 108–170. IV. 1821—1824 Erste Thätigkeit in Bischofszell.

der Regierung am 10. Juni fast einstimmig angenommen, demzufolge vom Staate ein Beitrag von über 8000 Gulden zugesagt wurde.[177] Am 10. Januar 1826 erließ dann der Kl. Rat einen Aufruf zur Sammlung freiwilliger Beiträge; der Erfolg schlug wider Erwarten gut aus; denn in wenigen Monaten beliefen sich die Unterschriften auf 61 000 Gulden.

Am 30. März 1826 schrieb P. an seinen Schwager Dr. Gabriel Rüesch in Speicher: „Mit unserm Kantonskrankenspitale geht es ziemlich vorwärts. Viele Gemeinden sind zwar schwierig, weil sie denselben nicht in Frauenfeld haben wollen. Andern ist dies gleichgültig, da der Ort, wo die Anstalt hinkomme, immerhin einen Vortheil haben werde, und es allen Gemeinden bis an eine gleichviel sey, wohin sie bestimmt werde. Die neun Regierungsräthe haben 2880 Gulden unterzeichnet, darunter jeder Landammann 500 Gulden und Hr. Freyenmuth 1100 Gulden. Die evangelische Gemeinde Frauenfeld brachte 2500 Gulden zusammen, Kurzdorf nicht mit eingerechnet; Gachnang 1800 Gl., worunter das Haus Greuter 800 Gl.; Bischofszell die Stadtgemeinde 1500 Gl.; Hauptwyl 600 Gl., worunter Oberst Zellweger für sich und seinen zu Bischofszell wohnenden Sohn 200 Gl. (!!) Hieraus siehst Du, daß auch die Thurgauer für Gemeinnützigkeit noch einigen Sinn haben. Willst Du nicht Spital-Arzt werden und Dich dafür durch eine schöne Unterschrift empfehlen?“

Aber es dauerte noch bis zum Jahre 1840, bis zu Münsterlingen die geplante Anstalt in Betrieb gesetzt werden konnte.

Manche fanden damals, eine höhere Unterrichtsanstalt wäre noch notwendiger als ein Spital; auch Regierungsrat Freyenmuth, der von der Kollekte einen Betrag von 80 000 Gulden erwartet hatte und nun bloß 60 000 Gulden gezeichnet sah trat dieser Ansicht bei; denn er fand, daß es mit dem Unterricht sehr ärmlich stehe, und man in den Gemeinden durchgehends Mangel an fähigen Subjekten zu Vorstehern habe.

---

177) Auszüge aus Freyenmuths Tagebüchern in diesen Beiträgen Hef 33, S. 64. 92.

Wir Thurgauer, die wir das Karolinum in Zürich besucht hatten, erinnerten uns jetzt lebhaft an das einander gegebene Wort, wir wollten einmal, wenn wir in die dazu geeignete Lage kämen, darauf hinarbeiten, daß eine höhere Schule im Thurgau eingerichtet würde. Dekan Heinrich Kilchsperger in Wigoltingen (geb. 1731, gest. 1815), hatte, obwohl er ein Zürcher war, noch vor 1799, wo er resignierte, zur Gründung einer höhern evangelischen Lehranstalt im Thurgau ein Vermächtnis von 600 Gulden gemacht. Auch Hofrat Dr. Joh. Melchior Aepli von Dießenhofen (1744—1813) hatte für Schulzwecke seines Heimatkantons im Jahre 1810 ein Legat von 10,000 Gulden ausgesetzt. Aber bis jetzt war noch nichts von einer höhern Lehranstalt in Sicht, wiewohl schon mein Lehrer Gutmann im Jahre 1813 Anregung dazu gemacht[178] und bereits im Jahre 1821 Oberrichter Reinhard von Weinfelden in einer Versammlung der Thurg. gemeinnützigen Gesellschaft für die Einrichtung einer solchen geredet hatte.[179] Jetzt in der Versammlung der gleichen Gesellschaft zu Müllheim den 8. Mai 1826 sprachen zwei Redner über den Gegenstand, nämlich Pfarrer Bornhauser von Matzingen und Provisor Mörikofer von Frauenfeld.

Bornhauser gieng in seinem Vortrage von zwei in einer vorangegangenen Sitzung gemachten Vorschlägen aus, deren einer die Verbesserung des Landbaus, der andre die Vervollkommnung des Handwerkerstandes bezweckte. „Wie der Boden schon einer mildern Luft, schon eines höhern Grades von Wärme bedarf, ehe der Weinstock und der Obstbaum gedeihen, so bedarf auch das Volk eines gewissen Grades von Licht und geistiger Wärme, wenn Gewerbe und Handlung gedeihen sollen. Geistige Kraft besitzt der Thurgauer so gut wie einer; aber sie ist noch nicht geweckt. Diese Kraft wird nur durch zwei Mittel geweckt: durch die Noth oder durch die Schule. Wahr ist es: in den letzten zwei Dezennien hat man für unsre Schulen vieles gethan, vielleicht mehr als vorher in zwei Jahrhunderten. Aber das genügt nicht, bei

178) S. diese Beiträge Heft 35, S. 142—145.

179) Ebendas. Heft 39, S. 109 fg.

weitem nicht. Verbesserung des Volksunterrichts, Verbesserung der Lehranstalten, das muß unsre ewige Forderung, unser erstes und letztes Wort seyn."

„Wie soll man nun diese Verbesserung vornehmen? Soll man die gewöhnlichen Schulen vervollkommen? Soll man ihrem Unterricht Stunden beyfügen in Physik und Naturlehre? Dieses Mittel wurde vorgeschlagen. Aber mag es immerhin scheinen, als wäre dies der wohlfeilste und geradeste Weg, dem Volke die erforderlichen Kenntnisse beyzubringen: ich möchte ihn doch nicht empfehlen. Wo müßten die Schullehrer selbst sich diese Kenntnisse erwerben? Was man von ihnen[180] erwarten könnte, wäre etwas, aber nicht viel: ein Bißchen theoretisches Bruchwerk, etliche unverstandene Phrasen, wobei sie uns vielleicht an die Sonntagskinder von Schiller erinnern dürften. Soll aber unser Volk dem alten Schlendrian enthoben, soll es geistig geweckt und angeregt werden: dann kann es nicht durch eitlen Wortkram und elende Halbwisserey, es kann bloß durch einen Unterricht geschehen, der selber Geist und Leben ist. Und solch einen Unterricht darf man nur bey wissenschaftlich gebildeten Männern, nur bey einer Kantonalanstalt suchen."

„Ja, eine Kantonalschule ist es, von der ich mir den größten Gewinn verspreche für unsre Bildung: Ehre, Bürgerglück und Wohlstand. Ich weiß, daß viele nicht meiner Meinung sind, weil sie sich unter Kantonalschule bloß eine Art humanistischer Schule denken, wo der künftige Geistliche, Arzt und Rechtsgelehrte in die alten Sprachen und etliche gelehrte Vorkenntnisse eingeweiht werden können. Allein eine Kantonalschule müßte nebst den vorzüglichen alten und neuen Sprachen namentlich auch die Mathematik, Technologie, Geographie, deutsche Litteratur, Zeichnungskunst umfassen. Sie müßte mit einem Wort eine Quelle seyn, aus welcher höhere Erkenntnis, bessere Begriffe, Aufklärung und Geschmack sich über das Land ergössen. Und ist dies der Zweck der Kantonsschule: wo wäre denn in unserm Kanton ein Stand oder eine Menschenklasse, welcher der Besuch eines solchen Instituts nicht zu großem Nutzen gereichen würde?"

„Von denen, die einen gelehrten Beruf ergreifen wollen, will ich gar nicht reden, aber vom talentvollern Schullehrer. Ein

180) „Durch Obiges will man weder den Schulmeistern, noch ihrem bisherigen Unterricht zu nahe treten." Anmerk. Bornhausers.

ſolcher könnte einen Kurs mitmachen, wenigſtens in den Fächern, die ſeiner Faſſungskraft und Beſtimmung am angemeſſenſten wären. Soviel ich weiß, wird das Inſtitut in Trogen und Chur zu dieſem Zwecke benutzt, und man rühmt die Zöglinge, die aus demſelben hervorgiengen.“

„Wie nützlich eine ſolche Anſtalt dem Handwerksſtande wäre, darüber iſt nur eine Stimme. Hat der Knabe jetzt die Dorfſchule verlaſſen, ſo verſtreichen ihm gewöhnlich zwei bis drei Jahre, ehe man ihn zu einem Meiſter bringt. Die Zeit vergeht nutzlos; das früher Gelernte wird vergeſſen. Wie ganz anders, wenn der Vater ihn mit wenigen Unkoſten auf die Kantonalſchule ſchicken könnte! Wäre er unſchlüſſig über ſeine Berufswahl: in der Technologie würde er die verſchiedenen Gewerbe, ihre Stoffe und Erzeugniſſe kennen lernen. Beſtimmte er ſich zum Gerwer, Färber, Seifenſieder, Bleiker, Fabrikanten: die Chemie würde ihm der Dinge Verwandtſchaft, die geheimen Zauberkräfte der Natur aufſchließen. Wollte er Schreiner, Zimmermann, Maurer, Mechaniker werden: wie würden Mathematik und Phyſik ſeinen Kopf aufhellen; wie würde die Zeichnungskunſt ſeinen Geſchmack veredeln und ſeine Phantaſie zu neuen Schöpfungen beleben! Und ſo ausgerüſtet, welch ein geſchickter Lehrling, welch ein kluger Wanderer, welch ein geiſtvoller Meiſter müßte er werden!“

„Und der Kaufmann? Würde er etwa von einer ſolchen Anſtalt geringern Nutzen ziehen? Wenigſtens größern als von der verkehrten Erziehungsweiſe, die man jetzt befolgt. Auch bey uns hat, durch Mode und Zeitereigniſſe begünſtigt, ſich das Vorurtheil eingewurzelt, als wäre die franzöſiſche Sprache das Univerſalmittel gegen alle geiſtigen Schwächen; als wäre ſie der zauberreiche Schlüſſel, der uns unfehlbar die Pforte des Reichtums und der Bildung öffnen müßte. Von dieſer Anſicht geleitet, nimmt man den zarten Knaben aus der Elementarſchule weg, ehe er noch die Anfangsgründe ſeiner Mutterſprache kennt; man ſchickt ihn in eine franzöſiſche Penſion, in eine dieſer prahleriſchen Geiſtesfabriken, die ſich wie die Lotterien in allen Zeitungen ankündigen, und was er dort lernt, für vieles Geld lernt, iſt die franzöſiſche Sprache und etwelche äußere Manieren. Das iſt aber auch alles. Leer bleibt der Kopf, und der Charakter wird meiſtens flüchtiger und träger als zuvor. Wenn da der Kaufmann gedeiht, dann erfordert er einen wunderlichen Boden. Darum wehre man, ehe

die Zahl derer zu sehr anwächst, welche die bittern Früchte französischer Erziehungs-Spekulation aus eigener Erfahrung kennen! Man errichte eine Kantonsschule, und schicke den Jüngling, der sich dem Handelsstande widmen soll, zuerst in diese! Hier lasse man ihn die Grammatik der französischen, italienischen und etwa auch der englischen Sprache erlernen; man mache ihn vertraut mit den Gegenständen, mit denen sein Handlungszweig sich beschäftigt; man gebe ihm eine vielseitige Bildung, gewöhne ihn an Ordnung und Thätigkeit; man erhelle mit einem Worte seinen Kopf, kräftige seinen Charakter — und dann gewährt ihm ein halbes Jahr in Frankreich, Italien oder England größern Vortheil als jetzt zwei und drei Jahre. Dann wird er mit Verstand und Umsicht spekulieren, vielleicht neue Erwerbszweige entdecken, eigne Produkte vielleicht zum Ausfuhrartikel machen und Tausenden Erwerb und Wohlstand bringen."

„Aber auch dem Landmann würde ein höherer Unterricht großen Vortheil gewähren. Es ist ein alter Vorwurf, den uns schon Stumpf in seiner Chronik macht: „Der Thurgauer hängt hartnäckig am Alten und sträubt sich gegen jede Verbesserung." So mancher wohlhabende Landmann würde seinen Sohn gerne etwas mehr lehren, als er selber weiß; nur kostet ihn die Sache zu viel und sind die Lehranstalten ihm zu ferne; die Mutter ist besorgt, das Kind möchte verführt werden, und der Vater fürchtet, sein Sohn komme ihm zurück als arbeitsscheuer junger Herr. Wäre die Anstalt näher, so daß die Eltern ihn alle Wochen oder Monate einmal sehen könnten; beträfe der Unterricht Fächer, die mit der Landwirtschaft in einiger Beziehung ständen: dann würde mancher reiche Landmann gerne ein paar hundert Gulden daran wagen, seinen Sohn auf die Kantonalschule zu schicken. Und haben wir einmal in jedem Dorfe zwei oder drei solcher Männer, wie wichtig wird der Erfolg sein! Ausgestattet mit bessern Begriffen, mit reichen Kenntnissen, werden sie ihre Felder vernünftiger bebauen und auf ihre Mitbürger vortheilhaft einwirken durch Wort und That; sie werden selbst wackere Dorfvorsteher, Beamtete und Volksrepräsentanten. Und so wird einem Vorwurfe abgeholfen, den man uns mit Recht macht."

„Thurgau, so klagt man, hat in Vergleich zu andern Kantonen so wenig brauchbare junge Leute; Thurgau hat in den zwanzig Jahren seiner Freyheit verhältnismäßig so wenig hoffnungsvolle

Söhne gezogen, denen der Staat mit Ruhe und Zuversicht die Leitung und das Wohl seiner Mitbürger anvertrauen könnte. Thurgau, so klagt man, hat eine republikanische Verfassung; aber die republikanischen Tugenden sind ihm fremd; es mangelt das warme Interesse für das Land; es mangelt ein sich selbst hingebender Gemeinsinn. Noch haften die Brandmale der alten Verfassung in des Bürgers Gemüth: engherzige Gleichgültigkeit, Sklavensinn und Eigennutz. Diese Klagen sind wahr; aber man wundre sich nicht darüber! Denn Thurgau hat unter den neuen Kantonen auch am wenigsten gethan für die bürgerliche Erziehung des Volkes. Lesen, schreiben und rechnen das lernt man, aber weiter nichts. Wo ist die Anstalt, die den künftigen Beamteten über die Rechte und Pflichten eines freyen Volkes belehrte; die dem künftigen Richter auch die nothdürftigsten Kenntnisse gäbe, damit er nicht ein Spielball feiler Advokaten-Kniffe und seine Urteile nicht Kinder der Unwissenheit und Beschränktheit würden? Was doch bey der Menge unsrer Rabulisten und der Mangelhaftigkeit unsrer Gesetze nichts weniger als überflüssig wäre. Wer lehrt den künftigen Volksrepräsentanten und Gesetzgeber, was die Ehre, Größe und Wohlfahrt des Volkes fördert? Wer lehrt ihn, seine Gedanken mündlich und schriftlich ausdrücken in der Versammlung der Väter des Vaterlandes? Wer zeigt unsrer Jugend in der schweizerischen Geschichte und in der Geschichte der Welt die Fehler und Vorzüge entschwundener Geschlechter? Wer haucht ihr Liebe und Begeisterung ein fürs Vaterland? Wer durchglüht sie mit Freyheitssinn, Bürgertugend und Gemeingeist? Die Kantonalschule wird es thun; sie wird die Mutter wackrer Beamteter und der heilige Herd aller Bürgertugenden seyn."

„Aber wie und durch welche Mittel soll man diese Anstalt begründen? Die Kantonalschulen zu Chur, Trogen und Aarau entstanden durch Privatbeyträge und wurden nachher vom Staate in Schutz genommen. Vor wenigen Jahren hoffte man Aehnliches in Weinfelden. Aber Hafftters und Reinhards Grab sollte, wie es scheint, nicht der Grund seyn, auf dem sich eine Kantonsschule segensreich erhebt. Man verzeihe mir die Thräne, die ich dem Andenken dieser edlen Männer weihe, verzeihe mir aber auch den Schmerz, daß ihre großen Gaben nicht ein größeres Werk begründen!"

„Ueberhaupt läßt sich nicht erwarten, daß bey uns eine solche Anstalt durch Privatbeyträge entstehe. Fürs erste fühlt unser

Volk das Bedürfnis derselben nicht, und fürs zweite hat der Kantonsspital, wenn auch nicht die Kraft, doch den guten Willen der Bürger für geraume Zeit erschöpft. Aber desto hoffnungsvoller richten wir unsre Blicke auf den Staat selbst. Und wahrlich, wir dürfen es! Mit jedem Jahre wachsen unsre Finanzen unter kluger und sparsamer Hand. Es ebnen sich die Straßen zum geselligen Verkehr; Sicherheit waltet im Land; große Anstrengungen werden gemacht zur Verbesserung des Kriegswesens. Sollte das Erziehungswesen hier allein leer ausgehen? Sollten Künste und Wissenschaften, die Zierden und der Stolz eines gebildeten Landes, die Väter des Staates vergeblich um Schutz und Unterstützung anflehen?"

„Oder sollte das schöne Werk zu schwer seyn für den jugendlichen Freystaat? Ich glaube es nicht. Unterstützt er die Kantonalschule wie den Spital; gibt er jährlich 6000 Gulden zur Besoldung der Lehrer: dann dürfte die Verwirklichung des Gedankens nicht mehr in schwindelnder Ferne seyn. Ganz würden die Bürger nicht zurückbleiben; gäbe der gemeine Mann weniger, so gäbe der gebildetere Teil des Volkes desto mehr. Aber man müßte auf Mittel denken, den Ortsgeist zu beschwören, der wie ein Gespenst unser Land durchschleicht und jedem guten Gedanken das Leben aussaugt. Dies würde vielleicht am besten geschehen, wenn man erklärte: Die Kantonalschule soll der Lohn der Bürgertugend seyn; der Ort, der die größten Opfer bringt, soll diese Anstalt haben mit all ihren Vortheilen. Wenn mich nicht alles täuscht, hätte Frauenfeld oder eine andre Gemeinde Klugheit und Ehrgeiz genug, das Beyspiel Aaraus nachzuahmen und die Gebäude herzugeben zu diesem schönen Zweck."

„Doch ich will keine Pläne entwerfen; wir haben Männer, die dies besser verstehen als ich. Aber bitten, beschwören will ich die verdienstvollen Mitglieder der hohen Regierung, die sich in unsrer Mitte befinden, beschwören im Namen des Vaterlandes, daß sie der Kantonalschule sich annehmen und ihre Stellvertreter seyen bey der obersten Behörde des Kantons. Hier ist die Bürgerkrone zu verdienen; hier winkt der Kranz der Unsterblichkeit. Gefeyert werden in unsrer Geschichte die Namen der Männer seyn, die dieses Werk uns gründen; sie werden bis zu den fernsten Jahrhunderten fortleben in des Bürgers dankbarem Gemüth. Denn ewig ist der Geist, und ewig blüht die Saat, die dem Geiste an-

vertraut wird. — O Thurgau, du schönes, zauberreiches Land! Wenn ich früher bey den großen Männern andrer Völker mit Bewunderung und Rührung verweilte; wenn die Freyheitskämpfe, wenn die hehren Waffenthaten unsrer eidsgenössischen Brüder mein Herz mit Hochgefühl und Freyheitsstolz durchglühten: dann kehrte ich düster und wehmütig zu dir zurück. Vergeblich fragte ich nach deinen großen Männern, nach deinen edlen Thaten. Da du leibeigen warst, konnte das Schöne und Gute nicht gedeihen, und da du die Freyheit erhieltest, ward sie erbeten und nicht erkämpft. Aber desto hoffnungsvoller blicke ich hinaus in die Zukunft. Die Morgenröthe einer schönern Zeit bricht an. Die Sonne der Wissenschaft beleuchtet unsre Städte und Dörfer; die Tempel der Kunst und des Geschmackes erheben sich in unsern Thälern und an den Gestaden des Sees. Thurgau, dieses ländliche Paradies, wird zum Wohnsitz der Bildung und Humanität! Und dieser stille Ruhm ist schöner und bleibender als verheerte Gefilde und gewonnene Schlachten!"

So weit die Arbeit Bornhausers im Auszuge. Ich bedaure, aus Mangel an Raum, nicht auch Mörikofers Vortrag auszugsweise vorführen zu können, nicht weil derselbe neue Argumente bringt, sondern weil seine Beweisführung ruhiger und logischer vor sich geht als die seines Vorredners. Immerhin ist anzuerkennen, daß Bornhauser hier in anständiger, nirgends verletzender Darstellung sich bewegte, wenn auch sein Pathos gegen Ende des Vortrags zuweilen auf Stelzen einhergeht.

Beide Redner machten großen Eindruck auf die Versammlung, so daß sie beschloß, alsbald eine Kommission zur Beratung dieses wichtigen Gegenstandes einzusetzen. Da nun deren Mitglieder über die Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit einer höhern kantonalen Anstalt ganz einverstanden waren, so blieb nur die Frage zu erörtern, durch welche Schritte dieses Werk am förderlichsten angebahnt werden könnte. Am 25. Oktober beantragte sie, eine Druckschrift, worin die Nützlichkeit des Unternehmens populär dargelegt werden sollte, unter dem Volke zu verbreiten und mit der Abfassung derselben den Provisor Mörikofer zu betrauen. Allein da dieser junge Mann im Frühlinge des Jahres

1827 eine Reise nach Paris[181] unternahm, mußte die Beratung seiner Arbeit bis zur Herbstversammlung der Gesellschaft (24. Sept.) verschoben werden. Aber da wehte nun schon ein andrer Wind. Es hieß von einer Seite, man sollte bei uns, um dem Schulwesen aufzuhelfen, nicht mit einer Kantonalschule, sondern von unten herauf mit der Verbesserung der niedern Schulen anfangen. Auch Bornhauser fiel ab und trat dieser Meinung bei,[182] indem er für Errichtung von Bezirksschulen eiferte. Ich erinnere mich noch wohl, wie er an der Versammlung zu uns sagte: „Was ist zweckmäßiger, daß man acht Lichter im Saale zu einem starken Centrallichte vereinige, oder daß man auf jeden Tisch im Saale ein Licht stelle? Wird nicht durch acht Schulen mehr fürs Volk geleistet als durch eine einzige? Zuerst müssen Bezirksschulen gegründet werden und hernach mag man untersuchen, ob eine Centralschule nothwendig sei.“ Mit dieser dezentralisierenden Meinung gewann er viele Anwesende für sich, nur Mörikofer und mich nicht; wir schüttelten den Kopf über diese volksschmeichlerische Argumentation. Am 19. Mai 1828 beschloß die Gesellschaft, von einer unter das Publikum zu vertheilenden Druckschrift abzusehen, weil inzwischen die Meinung über den Gegenstand sich anders gestaltet habe, und überhaupt das Thema noch einer weitern Prüfung zu unterziehen.

Die Gemeinnützige Gesellschaft hatte damals für strebsame junge Männer viel Anziehungskraft, weil solche darin mit den einflußreichsten Personen in Berührung kamen und auf diese Weise jedem Wohldenkenden der Weg zur Wirksamkeit geöffnet schien. Die Stiftung des Kantonsspitals gab der Gesellschaft zuerst das Bewußtsein von der Wichtigkeit ihrer Stellung. Ein Vortrag des Reg.-Raths Freyenmuth vom 16. Mai 1825 über die zunehmende Verarmung unsres Volkes und sein Vorschlag eines Mittels zur Abhülfe der Verarmung, nämlich den Hypothekar-

181) S. Mörikofers Selbstbiographie in diesen Beiträgen. Heft 25 (1885), S. 41 fgg. 182) Ebendas. S. 41.

kredit etwas einzuschränken, lenkte nicht bloß die Aufmerksamkeit der Mitglieder auf diesen sehr wichtigen Gegenstand hin, indem er eine lebhafte Besprechung erweckte, sondern öffnete überhaupt die Bahn zur Berathung über Gegenstände der Gesetzgebung, und so wurde man in staatswirtschaftliche Verhandlungen hineingezogen, ohne daß man es merkte. Es entstand auf diese Weise ein Geist der Öffentlichkeit, und niemand war darüber froher als Bornhauser.

Dieser junge Mann, den ich in meiner Erzählung schon wiederholentlich erwähnen mußte, weil er auf meinem Lebenswege mehrmals mit mir zusammentraf, war von Natur stark cholerisch beanlagt, feurig im Empfinden, rasch und energisch in seiner Willensäußerung, so daß Phantasie und Gemüt oft mit ihm durchgehen wollten. Charakteristisch für ihn ist schon sein Eintrag in das Fremdenbuch auf dem Rütli vom 15. Juli 1820:

Frey leb ich, frey sterb ich: ich bin ein Schweizer.
Thomas Bornhauser, Stud. Theol. a. d. Thurgau.

Ein ungeheurer Drang nach äußerer Thätigkeit und Wirksamkeit im lauten Getriebe der Welt beseelte diesen Menschen, und obwohl seine Gesichtszüge den Eindruck eines milden und sanften Wesens hervorbrachten, wogte es und brauste es in seinem Innern wie in einem Dampfkessel, und gelegentlich zischte es heraus aus ihm im Gespräch und in Reden. Von einem ruhigen Gelehrten, der in der Stille seines Museums über wissenschaftliche Gegenstände nachforscht, Monate lang unverdrossen spröden Stoff sammelt, um daran Probleme zu lösen, hatte er keine Ader in sich. Wenn er in Geschichtsbüchern las, so geschah es, um sich Bilder und Beispiele daraus zu holen für seine Phantasie und sein Gemüth. Berufsarten, die jahraus jahrein dieselben täglichen Pflichten erfordern, erschienen ihm zu einförmig und pedantisch; darum war auch das christliche Pfarramt mit seinem stillen Wirken nicht ganz nach seinem Sinn: aus seiner eigenen Feder haben wir vernommen, daß er mit seinem Herzen

nur halb dabei war, wenn man ihm auch sein Bekenntnis als Pantheist wegen seiner unerfahrenen Jugend noch nicht gar hoch anrechnen will.

Wie nach den Sagen des Mittelalters die kühnen Ritter auszogen, um auf einen Drachen zu stoßen, den sie bekämpfen wollten, so suchte Bornhauser schon längst nach einer Gegnerschaft, auf die er sich zu werfen, die er niederzuschmettern gedachte. Das Feld der Politik schien seiner jugendlichen Thatenlust dies Ziel noch am ehesten zu bieten, nach dem er strebte. Aber es war im Thurgau alles so still, so ruhig, so tot; kein erregtes Besprechen von Tagesfragen, kein Parteigetriebe, kein feuriger Streit, wie zur Zeit seiner Kindheit, als die Ideen der französischen Revolution die Köpfe erhitzten.

Er dagegen hatte sich schon lange gewisse Lieblingswörter angewöhnt, einerseits Aristokrat, Sklaverei, Druck, Ketten schmieden, anderseits Freiheit, Vaterland, Bürgertugend, Heldenmut: Wörter, die etwa noch von der Revolution her, wie längst abgeschliffene Münzen im Kleinverkehr, bald ironisch, bald gedankenlos ausgetauscht wurden. Sollte das Wort Aristokraten im Ernste den damaligen Regierungsräten gelten, so kann man diese Verwendung nicht anders denn als albern bezeichnen; denn abgesehen davon, daß keiner von ihnen, wie man zu sagen pflegt, „blaues Blut“ in seinen Adern hatte, als etwa der Graf von Thurn (und der war in der Regierung eine Null), sondern alle sich zu gut bäuerlicher oder bürgerlicher Abkunft bekannten: so waren sie auch in ihrer Gesinnung nicht aristokratisch, nur vielleicht etwas zugeknöpfter und bedächtiger als solche, welche alles an die Glocke hiengen.

Im zweiten Jahre, wo Bornhauser und Mörikofer in Zürich studierten (1818), ordneten die Studenten eine Feier zu Zwinglis Todestag an, auf welche Bornhauser ein schwungvolles Gedicht verfaßte. Bald nach dieser Feier verabredeten sie mit Gästen aus andern Kantonen die Stiftung eines schweizerischen Studenten-

vereins, als dessen jährlichen Versammlungsort sie die Stadt Zofingen im Aargau auswählten und bestimmten. Aus der Mitte dieses Vereins ward dann auch der Gedanke einer regulären Feier der Schweizerschlachten angeregt und ins Werk gesetzt. Zuerst kam die Sempacher Feier, an der sich von Aarau aus unser Oberrichter Rogg und Augustin Keller betheiligten. Es entstand so aus dem Zofinger Verein der Sempacher Verein, um trotz der verhaßten Zensur die Kämpfe der Vorfahren in Reden und Gesängen zu feiern. Und weil man gerade am Gründen von Bünden und Vereinen war, so plante man damals noch eine andre, eine geheime Verbindung, den Sennenbund. Dieser war, wie mir später Mörikofer mitteilte,[183] eine von den Brüdern Snell, von Follen, von Professor J. K. Orelli projektierte geheime Gesellschaft zur Revolutionierung der Schweiz. Orelli sollte Leiter des geheimen Komites sein, das überall Theilnehmer zu werben sich bemühte, und bei uns auch den Ratsschreiber Mörikofer, den Oberrichter Vogler, auch J. K. Mörikofer und Bornhauser zu gewinnen suchte, von den letztern beiden aber ablehnende Antwort erhielt, weil sie nicht willenlos einer unbekannten Oberdirektion sich verpflichten lassen wollten und die Wiedergeburt des Vaterlandes ohne Revolution anzustreben suchten. Indem aber das auserſehnte Oberhaupt das Geheimnis seiner Frau nicht vorzuenthalten vermochte, blieb das Projekt ohne weitere Folgen.

Am 27. Juli 1826 sollte durch den Sempacher Verein die Schlacht am Stoß gefeiert werden.[184] Man kann sich keine

183) Eine andre Darstellung findet sich in Balthasars Helvetia, Bd. 8 (Aarau 1833), S. 384.

184) Das Freiheits-Fest am Stoß, gefeiert von dem Sempacher- und dem appenzellischen Sänger-Verein, den 27. Heumonat 1826. (Aus dem Appenzellischen Monatsblatte besonders abgedruckt). St. Gallen 1826. 40 Seiten. 8°. — Alte und neue Lieder, als Manuscript gedruckt für den Sempacher-Verein 1826. St. Gallen, Wegelin und Rätzer. kl. 8°.

Vorstellung machen, was für eine Volksmenge aus vielen Kantonen, namentlich aber aus der Stadt St. Gallen in Gais zusammentraf, um die Feier mitzuhalten. Ich war auch dabei. Am Morgen früh um halb 6 Uhr zog man Arm in Arm aus dem Dorf nach dem Stoß, um die Reden anzuhören, die dort gehalten werden sollten. Mehrere von den jungen Männern redeten kühne, radikale Worte, zeigten nach Oesterreich hinüber, von wo aus unser Druck stamme, und wiesen mit leidenschaftlichen Worten auf die Wiedergeburt des Schweizerlandes von der gegenwärtigen Verkümmerung seiner Freiheit. Da trat Bornhauser auf, schlug mit seiner hellen Stimme einen mehr poetischen Ton an von den Leiden der Vergangenheit und der Hoffnung auf die Zukunft, worin er die etwas ängstliche Stimmung der Zuhörer besser traf, als seine Vorredner.

„Der Ort, hob er an, der die Asche seiner Eltern deckt, ist zwar dem redlichen Sohn immer ein heiliger Ort; aber zu ihrem Grabhügel lenkt vorzüglich dann sein Fuß von selber sich hin, wenn herbes Mißgeschick ihn betrifft; wenn er den geliebten Toten so gerne den Gram vertrauen möchte, für den er unter den Lebenden kein empfängliches Ohr, keine rettende Hülfe weiß. Auch wir haben so manches auf dem Herzen, was uns drückt; was wir so gerne diesen entschlafenen Helden klagen oder doch an ihres Grabes bemooften Hügeln vergessen möchten. Wer Schweizer ist; wer aufwuchs im Glauben an schweizerische Eintracht und Kraft; wer heiße, innige Liebe fühlt für Freiheit und Vaterland: wahrlich, der wird nicht erst nach der Quelle dieses Schmerzes fragen! Es ist die Gegenwart, es ist die Geschichte der letzten Jahre."

Und damit betrat er das politische Gebiet, auf dem er seinem bisherigen Denken Luft machte. „Hörten wir nicht die Neutralität der Schweiz feierlich erklären, während fremde Heere ungestraft einrückten,[185] eingeladen und freudig begrüßt von einzelnen Mit-

[185] Im November 1813 hatte die Tagsatzung beim Herannahen der Alliierten den Beschluß gefaßt, strenge Neutralität gegen alle Mächte zu beobachten. Am 21. Dezember begann indeß schon der Durchmarsch der Truppen Schwarzenbergs durch die Schweiz nach Burgund. B. hat aber hier doch weit ausgeholt, wenn er die Regenten seiner Zeit dafür tadeln wollte!

bürgern? Sahen wir nicht, wie das Selbſtvertrauen des Volkes untergieng; wie der Zauber der Neutralität ſchwand, der unſer Alpenland zum willkommenen Bollwerk machte zwiſchen eiferſüchtigen Nachbarſtaaten, der Zauber, der allein uns Gewähr leiſten kann,[186] daß nicht früher oder ſpäter Polens Schickſal uns ereile? Wahr iſt es, wir haben jetzt Friede; Verträge ſind geſchloſſen, auf die man ſich ſo keck beruft, als ob man nicht wüßte, daß nach der Völker großem Fauſtrechte der Vertrag nur ſo lange gilt, als das Schwert ihn ſchützt. Aber unſer Benehmen beweiſt, wie ſehr wir im Innern von dieſer fürchterlichen Wahrheit überzeugt ſind. Warum dieſe Nachgibigkeit, warum dieſes ängſtliche Schmiegen, um den Schein einer Legitimität zu retten, die doch in der Republik ein lächerliches Unding iſt? Warum weiſt man den edlen Flüchtling weg[187] von der Alpen ſchützendem Aſyl, das Gaſtrecht verletzend, das der rohe Araber in ſeiner Wüſte ehrt? Warum verſtummt vor Fürſtengebot und Zenſuren die Stimme der Öffentlichkeit[188] und mit ihr das erſte Lebenszeichen eines Freiſtaates? O furchtſame Staatsklugheit! Dieſe Vorſichtsmittel können wohl die Schwäche eines Landes beurkunden, einem Volke den letzten Reſt von Selbſtvertrauen noch rauben, aber ſeinen Fall um keine Stunde aufhalten. Das ſehen, das erkennen wir — und tiefer, namenloſer Schmerz ergreift unſer Gemüth. Aber wir müſſen ſchweigen, um nicht für Schwindelköpfe zu gelten, nicht einen jener Parteinamen zu erlangen, mit denen unſre Zeit die Heiligtümer der Menſchheit lächerlich oder zum Verbrechen zu machen glaubt. Denn damit das Maß voll werde, iſt auch an manchem Orte unſres ſchweizeriſchen Vaterlandes der Name der Freiheit geächtet, das Volk um ſeine Rechte betrogen, die Ariſtokratie auf den Thron geſetzt, das

---

186) „Die Neutralität, ſagt Johannes Müller, iſt ſolchen erlaubt, welche ſie mit Heereskraft ehrenhaft behaupten“, und damit ſtimmt auch der Bundesrat in einer Äußerung vom Jahre 1860 überein. Alles Pochen auf unſre Neutralität rettet uns nicht in der Gefahr.

187) Weil damals dieſer „edle Flüchtling“ ſich Umtriebe aus der Schweiz gegen die Regierungen ſeiner Heimat erlaubte.

188) Er meint den Beſchluß der Tagſatzung vom Jahre 1823, den Mißbrauch der Preſſe zu verhüten.

Licht der Aufklärung ausgelöscht,[189] mit einem Worte, sind alle die Mißbräuche wieder eingeführt, die uns die Revolution und mit ihr Zwietracht und Erniedrigung brachten."

Nachdem das heraus war, fuhr er fort: „Und darum eben ziehen wir hin zu den Schlachtfeldern, zu den Gräbern unsrer Ahnen. Hier im Angesichte der ganzen Schweiz erheben wir unsre tiefe, seelenvolle Klage. Hier wird man unsern Schmerz begreiflicher, vielleicht auch verzeihlicher finden. Oder wenn dieses auch nicht der Fall sein sollte, so hat doch der Ort selbst eine gewisse heilende Kraft. Wir sehen die Hügel, von denen die Väter hernieder rannten; die Thäler, wo sie kämpften; die Alpen, die von ihrem Siegesgeschrei wiederhallten. Wir denken uns in ihre Reihen; wir fechten im Geiste die Schlacht noch einmal mit; wir verfolgen den Feind — und vergessen es, wenigstens für den Augenblick, daß wir einige Jahrhunderte später leben, daß die Verhältnisse sich geändert haben. Wir vergessen uns und unsre Schwäche. Doch, was sag ich? Vergessen? — Nein, nein! Im Gegentheil, wir lernen uns selbst wieder fühlen; der Traum, der lange Zeit unsre Glieder umstrickte, verschwindet, und wir gelangen wieder zum Bewußtsein unsers Wesens und unsrer Kraft. Den Muth, den die Gegenwart uns raubte, gibt die Vergangenheit uns wieder. Die Beispiele von Seelengröße und Selbstaufopferung, die wir bei den Lebenden vergeblich suchen, bieten die Toten von selbst uns an. Fürstengebot und Zensuren können die öffentlichen Blätter zum Schweigen bringen; feige Furcht kann die edle Freimüthigkeit aus unsern Rathssälen verscheuchen: aber wer wird diesen Toten ihre stille Sprache verbieten? „„Zur Freiheit ist der Mensch geboren; denn sie nur macht das Leben lebenswert. Eure Alpen sind der Freiheit Tempel; unentweiht wird er stehen, so lange der Schweizer weder Unrecht leidet noch Unrecht thut; so lange jeder von euch, kleinere Zwiste vergessend, in der Stunde der Gefahr sich freudig anreiht an die Verteidiger des Vaterlandes; so lange jeder von euch ohne Bedenken sein Leben opfert am Hochaltar der Freiheit."" — So rufen die Väter den Enkeln mit majestätischem Ernste zu durch der Jahrhunderte lange Reihe. Höre, edler Schweizer, ihren Ruf; höre namentlich du, aufblühen-

189) Damit hörte wirklich alles auf; schlimmer konnte es in der Türkei nicht sein. Da kann man doch mit Göthe sagen: „Wie magst du deine Rednerei nur gleich so hitzig übertreiben!"

des Geschlecht, dessen Jugend in die Tage der Erniedrigung fiel! Besuche die Schlachtfelder der Ahnen, damit dein gesunkenes Herz sich wieder erhebe; begeistere dich im Andenken ihrer Thaten, damit ihr Muth auch deine Brust durchströme, ihre Vaterlandsliebe und ihr Freiheitssinn auch dir zur zweiten Natur werde, die dich nicht verlasse in der Stunde der Noth, im Angesichte des Todes! Fühlst du dich dann aber vereinzelt und schwach: geh nach Sempach, weile an Winkelrieds Grab! Sein Heldengeist wird es dich lehren, daß der einzelne viel vermag, wenn er sein Leben setzt an die Erringung der Freiheit; daß er oft sein Vaterland in einem Augenblick für Jahrhunderte retten, durch eine Handlung seinen Namen verewigen kann in den Jahrbüchern der Geschichte. Schrecken dich die Hindernisse, die der guten Sache sich entgegensetzen; will mancher mißlungene Versuch den Muth dir rauben: geh auf das Schlachtfeld von Näfels! Elf Mal griffen die Väter an, und im elften Mal erst lächelte ihnen der Sieg. Erfüllt die neuere Kriegskunst, die größere Zahl feindlicher Heere dich mit Besorgnis: gehe nach Murten und St. Jakob; lerne, daß heller Verstand und ein unbezwingbarer Sinn jede Waffenart zu übermeistern, daß Vaterlandsliebe und Todesverachtung auch dem mächtigsten Eroberer einen heilsamen Schrecken einzujagen vermögen."

Mit Ausnahme einiger leidenschaftlichen Stellen, welche teils Unwahrheiten, teils arge Uebertreibungen enthalten, war das eine gelungene, schwungvolle Rede, die heute noch ihres Eindrucks nicht verfehlt. Bornhauser war denn auch der gefeierte Held des Tages. Als man nach Gais zurückgekehrt war, öffnete sich nach 11 Uhr die Kirche zu den Vorträgen des appenzellischen Sängervereins, denen der Sängervater H. G. Nägeli beiwohnte, aus dessen kurz zuvor erschienenem Liederbuch mehrere Gesänge vorgetragen wurden. Nach dem Mittagsmahle, das in einer eigens hiefür errichteten Hütte über 500 Personen vereinigt hatte, begab man sich nach der festlichen Stätte zur Nachmittagsfeier, wobei Pfarrer Kürsteiner von Heiden und Pfarrer Fröhlich von Brugg zum Volke sprachen, letzterer in einer Rede, die viel Rumor machte. Vergnügte Stunden brachte ich mit einem Theile der Mitglieder des Sempacher Vereins

diesen Abend noch in Gais zu. Mehrere von ihnen begleiteten mich nach Hause gen Bischofszell; denn auch ich gehörte zu denen, welche auf eine Wiedergeburt des Vaterlandes harrten. Im Volke aber vernahm man bange Stimmen über das Schicksal der jungen Leute, die so kühn, ja so dreist von der Leber weg zu sprechen gewagt hatten.

Wir hatten uns verabredet, die Presse etwas fleißiger als bisher zu benutzen, um dem neuen Zeitgeist Boden zu verschaffen. Unsre Blätter, in die wir schrieben, erschienen alle außerhalb des Kantons: der Schweizerbote von Zschokke in Aarau, die Appenzeller Zeitung von Dr. Meyer in Herisau und die Schweizerische Monatschronik von Rüscheler in Zürich. Großen Einfluß auf die damalige Geistesregung hatte die Schweizergeschichte von Zschokke, welche zuerst nicht als Buch, sondern in Einzelartikeln des Schweizerboten seit dem Jahre 1820 (Nr. 43 vom 26. Oktober an) erschienen war. Schon im Jahre 1822 ließ der Verfasser sie als Buch drucken, und bis zum Jahre 1834 erschienen 5 Auflagen davon, so sehr fand das Publikum Gefallen daran wegen der fesselnden Schreibart, in der es abgefaßt war.

Aus der zirkulierenden Lektüre der Gemeinnützigen Gesellschaft nahm Bornhauser einst den Anlaß, Bemerkungen über die Öffentlichkeit im Thurgau der Mappe beizulegen; denn der Aktuar hatte in einer der letzten Sendungen die Mitglieder des Zirkels aufgefordert, ihre Gedanken über Gelesenes den Mappen beizulegen. Man kann nicht umhin, dem Verfasser der folgenden Zeilen sowohl in Ansehung der anständigen ruhigen Darlegung als in Hinsicht auf den triftigen Inhalt Beifall zu geben, und Freyenmuth stimmte ihm in der Hauptsache bei.

B. schrieb nämlich am 18. Nov. 1827: „Der Aufsatz auf Seite 481 in dem vorliegenden Hefte der Basler Mittheilungen: Ueber die Vortheile der Öffentlichkeit für Bürger eines Freystaates hat mich sehr angesprochen; denn er berührt einen Gegenstand, der jedem wichtig sein muß, welcher es treu meint mit Freyheit und Vaterland. Wenn irgend eine Forderung gerecht ist, so ist

es die Forderung derer, die den Schleier heben wollen, der auf den Stühlen unsrer Richter, auf den Rathssäälen unsrer Landesväter ruht. Wo alle, vom reichsten Gutsbesitzer bis zur armen Wittwe am Spinnrocken herab, zu den Staatslasten beyzutragen haben, da dürfen auch alle wissen, wie und wofür ihre Beiträge verwendet werden. Wo alle, der Sohn des Kapitalisten wie der des Tagelöhners, für das Vaterland die Waffen tragen und im Nothfalle die Weisheit und die Fehlschlüsse der Staatsmänner mit ihrem Blute besiegeln müssen: da dürfen auch alle wissen, was für das Ganze gerathen und gethan wird. Was alle angeht, allen Glück oder Verderben bringt: das soll auch allen kein Geheimnis bleiben. Öffentlichkeit der Staatsverhandlungen ist aber nicht bloß eine gerechte, sie ist auch eine sehr kluge, sehr weise Maßregel. Was auch die Feinde der Öffentlichkeit sagen mögen, unser Land hat keine im Dunkeln brütende Politik nöthig. Man durchgehe die Geschichte unsres Volkes, und man wird wirklich finden, daß die sogenannten Staatsgeheimnisse dem Auslande meistens sehr wohlbekannt und nur dem eigenen Bürger ein Geheimnis waren. Wohin diese Handlungsweise aber führe, das hat die Revolution, der durch gegenseitiges Mißtrauen vorbereitete Fall unsres Landes, schrecklich dargethan. Politische Geheimthuerey nützt nichts; aber sie schadet unendlich viel. Das vorzüglichste Mittel, bürgerliche Bildung zu verbreiten unter allen Ständen des Volkes liegt ungenützt. Die Vorurtheile bleiben in ihrer Kraft; das Unkraut des Mißtrauens wuchert, und der Bürger schläft seinen gedankenlosen, eisernen Schlaf."

„Man klagt häufig über Mangel an Gemeingeist. Mangel an Öffentlichkeit erzeugt und erhält diesen Wurm, der an unserm innersten Marke nagt. Wenn aber jeder vertraut gemacht wird mit der Lage unsres Volkes; wenn er nicht bloß von Gesetzen hört, die man schon gegeben, sondern auch von denen, die man im Entwurfe hat; wenn er alljährlich erfährt, was für das Ganze geleistet worden; wenn er aus den Staatsrechnungen sieht, in welchem Zweige man vorwärts oder rückwärts gekommen sey: dann, und dann erst lernt er den Staat als eine Haushaltung ansehen, wovon auch er ein Glied ausmacht; dann erst wird er an allen Anstalten und Verhandlungen für das Land so warmen Antheil nehmen, als ob er allein für das Ganze zu sorgen hätte. Und das eben ist jene Wärme, jene Anhänglichkeit ans Vaterland,

welche Freystaaten im Frieden blühend, im Kriege unbezwinglich macht. In manchen Kantonen wird wirklich diese Wahrheit anerkannt. Genf, Waadt, Appenzell legen ihre Staatsverhandlungen, ihre Jahresrechnungen offen und ausführlich hin vor die Augen des Volkes. Appenzell fügte seiner diesjährigen Rechnung die Bemerkung bei, es gezieme nur dem bevogteten Manne, nicht aber dem freyen Volke, daß man sein Vermögen verwalte, ohne ihm Rechenschaft davon zu geben."

„An andern Orten, wo man so weit noch nicht gekommen ist, geben doch größere Verbindungen: Hülfsgesellschaften, Griechenvereine, Blindenanstalten, Ersparniskassen u. s. w. dem Publikum Rechnung von ihren Zwecken, von ihrem Wirken. Sie alle erkennen und gestehen es, Öffentlichkeit, des Volkes Zutrauen zu gewinnen, sey nöthig zu ihrem Leben und Gedeihen. Wo daher wieder eine solche neue Rechenschaft erscheint, ist sie ein erfreulicher Beweis, daß man fortschreite zum Bessern."

„Daher thut es mir aber auch weh — ich gestehe es offen — daß unser Kanton in dieser Beziehung noch so weit zurück ist. Unangefochten dauert bey uns die Beschränkung der Presse[190] und somit ein Geisteszwang fort, den Appenzell, Basel und Luzern ungeduldig abzuschütteln wünschen. Doch davon will ich schweigen, obgleich der Umstand, daß nichts unter die Presse kömmt, diese allzu ängstliche Beschränkung unnöthig zu machen scheint. Aber was weit wichtiger, ist das, daß beynahe in keinem Kanton unsers schweizerischen Vaterlandes über Justizwesen, Verhandlungen des Großen Rathes, Staatsrechnungen u. s. w. weniger Öffentlichkeit herrscht als im Kanton Thurgau. Man schiebe die Schuld nicht

---

190) Die Zensur über Drucksachen bestand hier, wo eine einzige Druckerpresse hauptsächlich nur für den Bedarf der Obrigkeit sich vorfand, und ein einziges wenig verbreitetes öffentliches Blatt, die Thurgauer Zeitung, erschien, nicht sowohl auf gesetzlicher Anordnung, als vielmehr auf Requisition des veroneser Kongresses und wurde von einem Mitglied des Kleinen Rathes, in der That ohne nähere Instruktion, ausgeübt, wie übrigens damals in dem freisinnigen Kanton Aargau (Beiträge Heft 39, S. 145) ebenfalls. Verkehrter Weise dauerte sie indessen noch fort, als anderwärts die Preßfreiheit schon zugestanden war.

auf den Zeitungsschreiber[191] unsers Kantons! Die Sache ist so einflußreich, daß sie höhern Schutz und Antrieb verdiente. Früher war es wenigstens der Fall. Der neue Kanton hatte ein Tagblatt,[192] das diesem Mangel zwar sehr unvollkommen, aber doch in etwas abhalf. Das Jahr 1815 nahm uns mit vielem Guten auch dieses. Der Bürger entrichtet seine direkten und indirekten Steuern; aber von der Staatsrechnung erfährt er nichts. Ein Griechenverein ward gebildet; aber von Verwendung der Steuern ist, soviel ich weiß, dem Volke keine öffentliche Rechenschaft zugekommen. Die Wohlthätigkeit der Gemeinde wurde für den Kantonsspital in Anspruch genommen; aber die Gemeindsbeyträge sollen, soviel verlautet, nie bekannt gemacht werden. Es herrscht bey uns wenig Öffentlichkeit."

„Doch wäre diese Öffentlichkeit für den Thurgau nöthiger als für manchen andern Kanton. Die meisten Behörden bey uns haben noch keine bestimmten, geschriebenen Gesetze, nach denen sie sprechen. Öffentlichkeit wäre hier das sicherste Gegenmittel, mancherley Willkür und Unordnung zu verhüten. Unser Kanton ist neu; aber aus den Zeiten der alten Verfassung hat sich Mißtrauen und Argwohn herübergeerbt. Daher läßt es sich erklären, daß unser gemeine Mann an gemeinnützige Absichten nicht glauben will, daß er den besten Gesetzen eine eigennützige Absicht unterschiebt und die Schilderung unsers guten Finanzzustandes oft geradezu für ein Mährchen erklärt. Wer unser Volk, besonders im obern Thurgau und an dem See kennt, wird mir beypflichten müssen, daß ich hier Wahrheit rede. Öffentlichkeit würde manchen Argwohn zerstreuen, würde Anlaß geben, manches Vorurtheil zu widerlegen."

„Auch kann ich wirklich nicht begreifen, warum man nicht eilt, dieselbe bey uns einzuführen. An manchem andern Orte mag man Gründe genug haben zur Verheimlichung; aber bey uns ist dieses wahrlich der Fall nicht. Bey uns sind ja die meisten Zweige der Staatsverwaltung, namentlich Polizey, Militär und Finanzwesen so wohl besorgt,

---

191) Gemeint ist der Buchdrucker Fehr, damals Verleger und Herausgeber der Thurg. Zeitung.

192) Dieses „Tagblatt" 1803—1812 enthielt nur Beschlüsse Dekrete und Verordnungen der beiden Räte aus der Mediationszeit.

daß die trefflichen Männer, die denselben vorstehen, mit gerechtem Stolze ihr Wirken offenbaren dürfen vor den Augen des Volkes.[193] Zwar wird ihr Benehmen alljährlich von dem Großen Rathe anerkannt; aber süßer müßte doch der Lohn seyn, wenn diese Anerkennung sich beim ganzen Volke verbreitete; wenn der redliche Vaterlandsfreund vom Bürger in der Werkstatt wie vom Landmann hinter dem Pfluge geliebt und verehrt würde. Sollte es Bescheidenheit seyn, was dieses hindert, dann wäre hier freilich die Bescheidenheit zu weit getrieben und wir um so mehr zu beklagen, weil diese übrigens so schöne Tugend uns hier wesentlichen Nachteil brächte."

„Ich erlaube mir es daher mit geziemender Ehrerbietung, aber auch mit schweizerischer Freymütigkeit, die Direktions-Kommission auf diesen Gegenstand aufmerksam zu machen. Könnte nicht auch bey uns größere Öffentlichkeit bezweckt werden über die Leistungen unsrer höhern und niedern Behörden? Könnte man nicht z. B. in dem Kantonsblatte die Verhandlungen und Beschlüsse des Großen Rathes etwas ausführlicher bekannt machen, als bisher geschah? Wäre es nicht thunlich, unser Volk näher einzuweihen in den Zustand der verschiedenen Verwaltungszweige? Wäre es wirklich gefährlich, wenn auch bey uns alljährlich eine öffentliche Uebersicht der Staatsrechnungen erschiene, wie in den Kantonen Genf, Waadt, Appenzell? Wäre es nicht gut, wenn die Gemeindsbeyträge zum Kantonsspital bekannt gemacht und damit einer Erwartung entsprochen würde, die ziemlich allgemein verbreitet war, und die, wenn sie nicht befriedigt wird, auf Volksstimmung und Einzug der Beyträge nur nachtheilig wirken muß?"

„Das sind die Bemerkungen, Fragen und Bitten, zu denen der Aufsatz in den Baslerischen Mittheilungen mich veranlaßte. Leicht ist es möglich, daß ich mich irrte, weil Sachkenntnis und Erfahrung mir abgieng. Aber wenn ich mich auch irrte, so war doch meine Absicht gut, und dieses wird mich entschuldigen, wird mir Verzeihung erwerben."

---

193) Der Leser wolle dieses Lob festnageln bis zum J. 1830 und einstweilen die auf Seite 87 und 88 hervorgehobene Stelle hiemit vergleichen.

Die Angelegenheit der Kantonsschule nahm einen immer kläglichern Verlauf; schon wurde sie von den Zeitungen aufgegriffen, um dort voraussichtlich tot gedroschen zu werden. In der Monatschronik erschien (1828) ein Artikel gegen die Gründung einer höhern Lehranstalt, als dessen Verfasser Mörikofer den Pfarrer B. von Matzingen vermuthete. „Dies ist mir, schrieb Mörikofer, schon darum wahrscheinlich, weil Herr Reg.-Rath Morell für Bezirksschulen geneigt zu sein scheint; jener hingegen alles thut, um gut mit ihm zu stehen.“ Freyenmuth und Hirzel wollten zuletzt nur noch eine Schule für vermögliche Landleute, wo weder von alten Sprachen, noch von französisch die Rede sein sollte. Die Sache war auf einen solchen Punkt gelangt, daß sie besser unterblieb, bis eine bessere Zeitlage sie ermöglichte; denn jetzt wetterleuchtete schon überall her die Revision der Verfassung. Bevor ich indessen auf dieselbe eintrete, habe ich noch einiges andre nachzuholen.

Was mir das Predigen lieb und wert machte, war weniger die Predigt als die Auslegung. Um an der Predigt selbst Freude zu haben, hätte ich mehr der Popularität des Ausdrucks, der Phantasie in der Darstellung, der körperlichen Kraft im Vortrage und des Zutrauens zur Empfänglichkeit der Zuhörer für meine Lehrvorträge bedurft. Ich will damit nicht sagen, daß ich an aller Frucht meiner Predigten zweifelte oder ohne Freudigkeit predigte, sondern nur, daß das Predigen an sich mir die Befriedigung nicht gewährte, die ich mir wünschen möchte, und die ich wohl zu Zeiten, namentlich in der Leidenswoche Christi erfuhr, wenn ich mich bei fast täglichen Predigten in das Predigen hinein lebte. Im April des Jahres 1827 befiel mich, wie meistens auch in andern Jahren, ein Frühlings-Katarrh, und die schlechte Witterung hinderte mich, über den Berg zu steigen; darum meinte der Freiherr von Laßberg, es werde bei mir bald, aus Pflicht der Selbsterhaltung, der kategorische Imperativ eintreten, kürzer und weniger oft zu predigen.

Ich fühlte das wohl; allein was sollte ich thun? Im Thurgau war keine Stelle, wo ich mein Brot leichter hätte finden können als in Bischofszell; auch auf einer kleinen Landpfründe wäre der Dienst noch beschwerlicher gewesen.[194]

Wenn aber das Halten von Predigtvorträgen und ihre Ausarbeitung mir solche Herzenslust nicht war, wie es billig hätte sein sollen, so war mir die vorangehende Exegese um so lieber. Ich predigte nie oder nur im höchsten Gedränge über Texte, die ich nicht vorher einer genauen Exegese unterworfen hatte. Dabei benutzte ich Schleusneri Lexicon, Suiceri Thesaurus ecclesiasticus, die Kommentare von Zwingli, Grotius, Rosenmüller, Olshausen, Bengels Gnomon und Heß Lebensgeschichte Jesu regelmäßig für das N. T. Die Ausgabe des N. T. von Griesbach, die ich brauchte, war mit Papier durchschossen und mit zahlreichen Exzerpten angefüllt, die ich seit 1817 aus allen mir zugänglichen theol. Zeitschriften sammelte. Auch habe ich eigene Beobachtungen und Konjekturen beigeschrieben. Noch muß ich bemerken, daß ich in der Regel in serie predigte, d. h. über größere Abschnitte, so daß dadurch der Zeitraum von einem Feste zum andern gewöhnlich ausgefüllt wurde. Dies gab mir Gelegenheit, auch in der Exegese mehr Zusammenhang festzuhalten.

Als Pfarrer darf ich hier eines intimern Freundes nicht vergessen. Schon im Jahre 1821 lernte ich nämlich den Vikar in Sulgen, Jakob Glinz von St. Gallen, kennen, der soeben von der Universität Berlin heimgekehrt war. In einer Pastoralgesellschaft des obern Thurgaues, wo wir beide anwesend waren, wurde das Thema „Rationalismus und Offenbarungsglaube“ besprochen. Da wurde von einer Seite hervorgehoben, man sollte einem Theologen das Studium der Philosophie vorenthalten, weil es nothwendig die Zuversicht in die Inspiration

194) Briefwechsel zwischen Laßberg und Pupikofer in Birlingers Alemannia Bd. 15, 239. 16, 10 fg.

der h. Schrift erschüttere. Glinz[195] meinte darauf, Baco habe gesagt, ein wenig Philosophie sei Gift; gründliches Studium aber fördere den Menschen ungemein in seiner geistigen Erkenntnis. Dies Thema führte uns beide näher. Er verwies mich auf Schleiermachers „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" (1799); ich las das Buch und wurde davon fast hingerissen. In Folge dieser Bekanntschaft kamen wir alle 14 Tage zusammen, gewöhnlich bei mir in Bischofszell,

---

195) Durch die Güte des Herrn Prof. Dr. Dierauer in St. Gallen sind mir folgende Notizen über J. Jakob Glinz mitgeteilt worden, die derselbe einem handschriftlichen Bande des dortigen Pfarrarchivs entnommen:

1799 Aug. 25. geb. in Basel, wo sein Vater, ein St. Galler Bürger, Kaufmann war. Er kam früh mit seinen Eltern nach St. Gallen, wo er seit 1812 die öffentlichen Schulen besuchte. Prof. Scheitlin war sein Lehrer.

1818 im Herbst gieng er nach Halle, 1819 nach Berlin auf die Universität und kehrte 1820 zurück.

1820 examiniert, in die Zahl der Geistlichen zu St. Gallen aufgenommen.

1821 April, Vikar in Sulgen = Erlen = Berg.

1822 August, Lehrer an der zweiten Primarklasse der öffentlichen Knabenschule.

1824 Prediger am Linsebühl.

1834 März, Diakon an der Stadtabteilung.

1835 Juni, zweiter Stadtpfarrer.

1837 Okt. 17., Verehelichung mit Anna Barbara Gähwyler von Oberutzweil.

In der erwähnten geistl. Stellung verblieb er bis an sein Ende. Daneben war er Mitglied der Kirchenvorsteherschaft, des Schulrates, des Kirchenrates, des Examinationskollegiums und zahlreicher gemeinnütziger Gesellschaften. In humaner Arbeit für Arme und Kranke lag der Schwerpunkt seines Wirkens. Seit 1851 plagten ihn gichtische Leiden.

1865 März 7., Rücktritt vom Amte. Okt. 13., Tod.

Ob sich irgendwo ein Nekrolog oder biograph. Notizen über ihn finden, ist nicht bekannt.

und lasen nach Tisch Schleiermacher oder Jacobi oder etwas von Hegel. Der letztere sprach ihn nicht an, während ich dessen Schriften eifrig las. Nebenbei behandelten wir auch Predigtthemata mit einander. So trieben wir's ein Jahr lang, bis er als Lehrer nach St. Gallen versetzt wurde. Später wählte man ihn dort zum zweiten Stadtpfarrer. Da er ein sehr guter Sohn war, lebte er mit seiner Mutter zusammen, die verwittwet war. Erst nach ihrem Tode verheiratete er sich. Er war ein Mann wie Gold, von einer seltenen und unscheinbaren, aber kernigen Frömmigkeit; ich blieb mit ihm befreundet bis an seinen Tod (1865). Seit seiner Uebersiedelung nach St. Gallen bestimmten wir als Ort der Zusammenkunft Bernhardszell an der Sitter, wohin ein jeder von uns anderthalb Stunden Entfernung hatte.

Im Jahre 1847 den 23. November, am Tage der Schlacht bei Gislikon, hatten wir daselbst wieder eine Zusammenkunft mit einander; auf dem Wege dahin vernahm ich den Kanonendonner. In dem Wirthshause, wo wir uns trafen, fanden wir viele Leute beisammen, darunter auch einige katholische Geistliche. Es wurde eifrig über den Sonderbund, die Lage des Vaterlandes und über die Tagesfragen gesprochen. Das Gespräch lenkte sich dann auf das Gerücht, daß man die Fonds des aufgehobenen Klosters St. Gallen zur Begründung eines Bisthums St. Gallen benutzen möchte. Ich nahm lebhaft Partei für die St. Galler Regierung. Bald darauf winkte mir der Wirt auf die Seite und fragte mich, ob er mir jemand zur Begleitung nach Bischofszell mitgeben solle; die Gesellschaft sei durch meine Worte so erbittert, daß er fürchte, es könnte mir unterwegs etwas Böses widerfahren; es sei bereits vom Prügeln die Rede gewesen. Ich lehnte die Vorsorge des Wirtes ab und gieng allein nach Hause, ohne daß mir etwas Uebles begegnete. Damals war ich Mitglied des Großen Rates und ein eifriger Parteigänger gegen den Sonderbund. Wir befürchteten, daß, wenn dieser siege, die alte Knechtschaft über den Thurgau her-

einbrechen werde, und einige von uns hatten für diesen schlimmsten Fall Verabredung getroffen, nach Amerika auszuwandern.

Damit bin ich aber dem ordentlichen Gang meiner Erzählung voraus geeilt und will, um der Ordnung willen, den Faden wieder aufnehmen, wo ich ihn habe fallen lassen. Während der Zeit, da ich emsig an der Thurg. Geschichte arbeitete, förderte Laßberg den Druck seines Liedersaals, womit er den Germanisten große Freude bereitete, namentlich mit dem Abdruck der Hohenemser Handschrift des Nibelungenliedes, der, im Anfang der zwanziger Jahre vollendet, erst 1846 in den Handel kam. Da Uhland sich mit dem Gedanken trug, den mhd. Dichter Hartmann v. Aue auf ähnliche Weise wie den Walter von der Vogelweide zum Gegenstand einer Abhandlung zu machen, so forschte ich mit Laßberg nach Spuren seiner Herkunft,[196] ohne etwas Sicheres zu finden. Glücklicher war Karl Lachmann, der 1824 auf Eppishausen zu Besuch war, mit Ulrich von Zazikofen; diesen, den man früher nach Bayern verwiesen hatte, verlegte er zuerst der Sprache wegen in den Thurgau.[197] Von Laßberg erhielt ich auch die Kopien der Zeichnungen des sog. Manessischen Codex, die ich ebenfalls nachbildete. Im Anfang des Jahres 1828 erwarb der Freiherr die Handschrift eines altfranzösischen Gedichtes Le vœu du paon, eine Art Alexandreis, welche das ritterliche Leben und die cours d'amour in Frankreich darstellte und interessante Zeichnungen enthielt.[198] Mit den

196) Briefwechsel mit Laßberg in der Alemannia Bd. 15, 287. 241. Laßberg suchte wegen des Wappens seinen Sitz zu Wespersbühl bei Ellikon und machte ihn zu einem Dienstmann der (Reichen-) Au; Wackernagel versetzte ihn nach Au südlich von Freiburg, und neuerdings Herr Zeller-Werdmüller im Zürch. Taschenbuch 1897, S. 133, nach Eglisau. Man wird noch länger mit diesem Hartmann hausieren gehen müssen, bis man ihn sicher absetzen kann.

197) Pfeiffers Germania 1868, S. 122. 490. 491.

198) Briefwechsel in der Alemannia Bd. 15, S. 242. Bd. 16, S. 20.

Germaniſten erlaubte ſich damals der junge W. Wackernagel, der noch in Berlin ſtudierte, einen Scherz; auf Neujahr 1827 verſandte er mit einer vorgedruckten Widmung an Hoffmann von Fallersleben ein Neujahrsblatt, betitelt: Zwei Bruchſtücke eines unbekannten mhd. Gedichts. 1 Bogen in 4° mit einem Facſimile der angeblichen Handſchrift und einer Zeichnung des Malers Bräuer. Das mhd. Gedicht, dem dieſe Bruchſtücke angehören ſollten, war eine reine Erfindung des mutwilligen Herausgebers. Lachmann ließ ſich beim erſten flüchtigen Leſen täuſchen, erkannte aber bald die Myſtifikation, ohne ſie ſo frech zu finden, wie ſie manchem andern erſchien. Laßberg witterte gleich beim 87. Verſe: Sazt er sines schiltes rant by daz swert an die want wegen des niederſächſiſchen Akkuſativs einen Norddeutſchen als Verfaſſer; auch erkannte er in der Zeichnung der beiden kämpfenden Hirſche alsbald ein Plagiat aus Elias Riedingers Kupferſtichen.[199] Laßberg lieh mir ein intereſſantes Buch: Nüw Gſangbüchle von vil ſchönen Pſalmen vnd geiſtlichen Liedern, durch etliche Diener der Kilchen zu Coſtentz vnd anderſtwo merklichen gemeret, gebeſſert vnd in gſchickte Ordnung zuſammengſtellt ꝛc. ꝛc. Gedruckt zu Zürich by Chriſtoffel Froſchower Im Jar mdxl, worin vier geiſtliche Lieder von Fritz Jacob von Anwyl ſich finden.[200]

Nachdem ich unterdeſſen emſig an der Thurgauer Geſchichte gearbeitet hatte, war ich damit ſo weit vorgeſchritten, daß ich an die Herausgabe des erſten Bandes denken konnte, der die Landesgeſchichte bis zum Schwabenkriege enthalten ſollte. Man

---

199) Ueber dieſe Myſtifikation des Studioſus Wackernagel ſ. Briefwechſel zw. Laßberg und Uhland v. Pfeiffer. Wien 1870, S. 91 und Germania 1868, S. 493.

200) Sie ſind wieder abgedruckt bei Phil. Wackernagel, Das deutſche Kirchenlied. Bd. 3, S. 804–806. Ueber Fritz von Anwyl ſ. Thurg. Beiträge Heft 26 (1886), S. 124 fgg. Leu, Lexikon 1, 223. Litterar. Centralbl. 1895 Nr. 25, 880. Haller 4, Nr. 378

riet mir, das Werk selbst zu verlegen und zu diesem Zwecke, darauf subskribieren zu lassen. Im Oktober 1826 versandte ich eine Einladung zur Subskription. Von der Anzahl der Subskribenten hieng es ab, ob ich den Druck mit Anfang des künftigen Jahres, wenn das Neujahrsblatt (Dießenhofen) besorgt sein würde, konnte anfangen lassen. Die Regierung nahm die Anzeige dieses Vorhabens günstig auf.

Frauenfeld, 3. Nov. 1826. Der Kleine Rath des Cantons Thurgau an den Herrn Diacon Puppikofer in Bischofszell. Wohlehrwürdiger Herr Diacon! Ihre Zuschrift vom 1. d. M. hat uns von der von Ihnen beabsichtigten Herausgabe einer durch Sie bearbeiteten Geschichte des Thurgaus in Kenntnis gesetzt. Sowie es an sich schon erwünscht seyn muß, daß die Bewohner desselben ein solches sie über den ehemaligen Zustand und die Schicksale des Landes belehrendes und den Gemeinsinn erweckendes Werk erhalten, so gereicht es uns zum besondern Vergnügen, dasselbe aus einer Feder hervorgehen zu sehen, deren bisherige gelungene Arbeiten auch für dieses Unternehmen zu schönen Erwartungen berechtigen.

Indem wir Ihnen die durch Ihre Anzeige uns bewiesene Aufmerksamkeit hiermit bestens verdanken, versichern wir Sie, Herr Diacon, unsrer vorzüglichen Achtung! Der Landammann, Präsident des Kleinen Raths: Anderwert. Der Staatsschreiber: Müller.

Usteri in Zürich wollte sich die Empfehlung des Werkes in seinen Kreisen angelegen sein lassen.

Zürich, 21. Jenner 1827. Hochehrwürdiger, hochzuverehrender Herr! Die Thurgauischen Neujahrsblätter waren mir seit ihrem Entstehen eine erfreuliche Erscheinung gewesen, und ich danke Ihnen verbindlich für das gefälligst übersandte diesjährige."

„Mit großem Vergnügen sehe ich hinwieder dann Ihrer Geschichte des Thurgaus entgegen. Ihrem Wunsche, daß ich darüber ein Wort öffentlich sagen möchte, habe ich in No. 2 der schweiz. Miscell., welche die Aargauischen Unterh. Blätter begleiten, bereits gethan, und ich werde es auch nächstens in d. Litt. Bl. der N. Z. Z. thun."

„Ermunternd kann, was ich zu sagen habe, einzig nur seyn; eine warnende Stimme könnte höchstens die Art der Herausgabe betreffen. Vielfältige Erfahrungen haben dargethan, wie viel Unannehmlichkeiten, Zeitverlust und oft auch Schaden der Selbstverlag den Schriftstellern zuzieht, daher, wenn ein Verkommnis mit einem Verleger und Buchhändler möglich ist, man dabey allzeit sicherer fährt und Widriges verhütet."

„Auf einem und anderem Weg wünsche ich, daß recht bald Ihr Geschichtswerk, m. Hochzuverehrender Herr, ans Licht treten und viel Gutes im engern und weitern vaterländischen Kreise befördern möge!"

„Empfangen Sie die Versicherung m. Hochachtung und aufrichtigen Ergebenheit Usteri."

Das Manuskript übergab ich am 23. Februar 1827 dem Freiherrn von Laßberg zur Durchsicht und Beurteilung. Was ich in der Geschichte thun konnte, war, ohnedies nur durch seine Gewogenheit aufgemuntert, zum Keime geworden und in Stengel und Laub aufgestiegen; durch seine fortgesetzte Pflege konnte wohl auch noch die Blüte und Frucht hervortreiben. Am 2. April sandte er mir's mit manchen schriftlichen Bemerkungen zurück.

Um mein Mskt. zu ergänzen, machte ich im Sept. 1827 eine Forschungsreise nach Basel, Straßburg, Karlsruhe und Freiburg, von wo ich manche erwünschte Ausbeute nach Hause brachte. Die Gelegenheit war nämlich günstig; ich besuchte die Versammlung der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft und konnte von dort aus die genannten Punkte schnell erreichen. Basel hatte ich noch nie gesehen; dort wünschte ich mehrere Männer und die Verhältnisse meines Bruders, der daselbst studierte, kennen zu lernen.

Am Freitag den 7. Sept. gieng ich früh morgens von Bischofszell nach Sulgen, um dort den Pfarrer Ammann abzuholen, der mich ein Stück weit begleiten wollte; ich traf aber alles noch unvorbereitet an. Der Pfarrer meinte, um 9 Uhr abzureisen sei frühe genug, und da mußte ich immer mahnen,

daß er doch eile; denn zu Fuß in drei Stunden nach Konſtanz zu gehen und erſt noch die Poſtkarten zu löſen und etwas zu ſpeiſen, ſei für uns faſt zu viel. Endlich nach 8 Uhr konnten wir uns auf den Weg machen. Bis nach Dippishauſen fuhren wir, und von dort gieng's zu Fuß.

In Konſtanz ſaßen wir um 12 Uhr im Eilwagen und hatten einen Franzoſen und einen Engländer zu Geſellſchaftern. Beide waren ſehr geſprächig; allein dem Sohne Albions ward es ſehr ſchwer, ſich verſtändlich zu machen. Deutſche, franzöſiſche und engliſche Wörter warf er bunt durcheinander. Wir fuhren auf der ſchwäbiſchen Seite des Sees hinunter durch Allenſpach, Wolmatingen und Radolfzell. Letzteres war ein Städtchen wie Biſchofszell, nur nicht ſo hübſch. Die Kirche iſt auch ganz der Biſchofszelliſchen ähnlich, nur daß der Thurm oben eine Altane hatte, was mir ſehr gut gefiel. Von Radolfzell nach Singen und Schaffhauſen fuhr ein junger Kanzliſt mit uns, der noch keinen Bart hatte, und dennoch ſchon ſechs Jahre im Dienſt zu ſtehen ſich rühmte; er war ſehr fett, freundlich und geſprächig. Aber auch den guten Wein wußte er zu ſchätzen. Als wir beide Geiſtliche und der Engländer in Singen, wo ich drei Jahre zuvor mit Dr. Scherb übernachtet hatte, uns etwas erfriſchen wollten und uns an der ſchlechten Wirtſchaft ſo ſehr ärgerten, daß der Engländer wegen des Kirſchwaſſers faſt Händel mit dem Wirte bekommen hätte und wir den Wein ſtehen ließen, wartete der Kanzliſt bis an die Grenze des Kantons Schaffhauſen, wohin er voraus lief, und dort ließ er ſich eine Flaſche Wein einſchenken, den er nicht genug rühmen konnte. Wir waren im Poſtwagen geblieben, und weil wir ein wenig auf ihn warten mußten, fieng der Engländer an, über den jungen Schlemmer ſeine Bemerkungen zu machen, er ſei ein fettes Schwein, ein unnützer Menſch, ein Mann ohne Bart ꝛc. ꝛc. Als der Kanzliſt in den Wagen zurückkehrte, nahm der Engländer alle ſeine Sprachkraft zuſammen, um ihn zu vexieren:

„Wohl ſchmeck? Nich gut, ſo viel trink, ſo viel eß! Dick Mann, fett Mann! Apoplexie, ja gewiß Apoplexie!“ Er wollte damit ſagen, ſolche Fettleibigkeit ſetze ihn der Gefahr aus, von einem Schlagfluſſe getroffen zu werden. Der Kanzliſt machte dazu ein ganz verlegenes Geſicht.

Abends um 7 Uhr kamen wir in Schaffhauſen an, nahmen in der Krone ſchnell ein ſtändiges Nachteſſen, und um 8 Uhr gieng es wieder drauf los, wie wenn wir vor einem Feinde flöhen. Unſer ſechs Perſonen aber waren in den Wagen eingepackt, ſo daß wir ſehr enge ſaßen. Ueber Neunkirch, Lauchringen, Thüngen kamen wir nachts um 1 Uhr in Waldshut an, wo ich mich von der Geſellſchaft trennte und im Rebſtock den Wirt aufweckte. Er wies mir ein ſchönes Zimmer an, und ſo legte ich mich, ohne etwas zu genießen, zur Ruhe und ſchlief bis 6 Uhr. Ich hätte nun gern den katholiſchen Dekan Sohm beſucht, der eine Geſchichte der Pfarrei Waldshut (1820) geſchrieben und den ich in Baden[201] kennen gelernt hatte; allein als ich die Straße hinunterlief, kam er mir an der Spitze einer Prozeſſion entgegen; denn es war das Feſt Mariä Geburt (8. Sept.); daher konnte ich ihn jetzt nicht beſuchen. Auf einem Brunnen der Stadt ſah ich ein ſchönes, neues ſteinernes Bild; ein Frauenzimmer, das auf der Weltkugel ſteht, gegen den Himmel ſieht und das Haar über den Rücken herunterwallen läßt; um den Kopf hatte es einen friſchen Kranz von Blumen. Der Blumenkranz fiel mir beſonders auf; deshalb ſtand ich ſtill und fragte ein altes buckliches Mütterchen, was das für ein Bild ſei; ſie aber ſagte ſo rauh und ärgerlich: „Maria Mutter Gottes“, daß ich nichts weiter fragte. Nachher erfuhr ich, daß die Brunnenſtatue zur Ehre von Mariä Geburt ſo bekränzt worden ſei. Ich hätte mit meiner Abreiſe gerne gewartet, bis der Nebel ſich verzogen; allein ſo lange wollte ich nicht warten.

201) S. Thurg. Beitr. Heft 37 (1897), S. 178.

Als ich aber außerhalb des Städtchens mich befand, ward das Thal je mehr und mehr nebelfrei, und wenn ich nach Waldshut zurückschaute, so war dort immer noch dichter Nebel. Vielleicht kam das daher, daß gegenüber die Aare mit dem Rhein sich vereinigt und diese Zusammenströmung die Dünste hervortreibt.

Die Fußwanderung ergötzte mich nun viel mehr als das Fahren; zum Glück traf es sich, daß überall alles in festlichem Schmucke zur Ehre der hl. Maria in die Kirche zog. Auf der Straße nach Albbrugg sah ich viele alte und neue Trachten und Moden: die Männer mit einem roten Leibhemd angethan, das vorn wie eine Nachtschlutte der Kinder aussah und in die Hosen geschoben war; darüber Röcke, deren Gestalt bis auf die Hüften ganz breit herunterlief und dann doch nur ganz kurze Schoßflügel hatte, die nicht bis auf die Kniee reichten; die Halskragen der Röcke klein und der Hals bloß, die Hüte breit. Aber noch auffallender war mir die Tracht des Weibsvolkes: ihre kurzen schwarzen Röcke und roten Strümpfe, und auf dem Kopfe ein viereckiges Hütchen, oder ein Kränzchen, oder ein runder gelber Strohhut, oder eine Schwabenkappe, oder ein Häubchen von schwarzen Seidenbändern.[202] In Hauenstein bestieg ich die Burg, wo der letzte Graf, Hans von Habsburg-Laufenburg, als ausgehauster Edelmann seine Tage verlebt hatte.[203] Die Ruine ist sehr weitläufig, mit der Aussicht über einen großen Theil des Thales. — In dem Dorfe Dogern fand ich eine artige Kirche und hörte darin einen gar schönen Festgesang, dessen Strophen sich mit dem Refrain endeten: „Ich bin dazu noch nicht bereit; es mangelt mir das Hochzeitkleid.“ — Laufenburg ist zwei Stunden von Waldshut entfernt und hat seinen Namen wohl daher, daß der Rhein hier durch zerrissene Felsen hindurch läuft

202) Vgl. Jos. Bader, Badenia 1840, S. 82 fg. 1859, S. 204 fg. und Scheffel im Stuttg. Morgenblatt 1850.

203) Badenia 1859, S. 179—183. Abbildung der Ruine Hauenstein, Badenia 1844, S. 152.

und das Durchschiffen fast unmöglich macht. Ich langte daselbst um 11 Uhr an und besuchte die schöne Kirche, welche ähnliche Bauart wie die in Bischofszell hat, aber nicht so plump ist. Sie steht an einem Hügel, auf dessen Felsenspitze das alte Schloß Laufenburg stand, von dessen Ruine herunter man das ganze Städtchen und die Rheinströmungen übersieht. Ein Deutscher, der nach mir den Schloßhügel bestieg, holte mich, als ich von Laufenburg weiter gereist war, in Murg ein. Unter Gesprächen kamen wir nach Seckingen, einem Städtchen und Kloster, das vom hl. Fridolin schon vor 13 Jahrhunderten gestiftet wurde, artig und neu gebaut ist, aber keine Merkwürdigkeiten enthält. Wir tranken da ein Glas Bier; mein Begleiter gab sich als einen Studierenden der Rechte Namens Kaltschmidt aus Lübeck zu erkennen. Er reise, sagte er, nach Chur, wo sein Bruder Professor sei, befinde sich bald vier Monate auf der Reise von Göttingen hieher ꝛc. ꝛc. Er begleitete mich noch bis nach Beuggen, wo eine Gesellschaft von Basler Herren im Jahre 1819 in dem ehemaligen Ritterhause eine Anstalt für arme Knaben und eine Lehrerbildungsanstalt eingerichtet hatten. Ein Sohn des Pfarrers Ludwig ist dort erzogen worden; auch der „unnütze" Engeli war ein halbes Jahr dort und amtete jetzt in der Nähe als Lehrer. Acht aus der Sklaverei erkaufte Griechenkinder wurden mit etwa 60 elternlosen Kindern erzogen und 17 Schullehrer instruiert. Zum Leidwesen waren fast alle Zöglinge und Lehrer abwesend auf einem Spaziergange begriffen, so daß ich nur einige Dutzend Mädchen beim Bohnenabziehn und Stricken sehen konnte. Doch wurde ich im ganzen Hause herumgeführt und überzeugt, daß die Anstalt nicht nur höchst wohlthätig und rühmlich, sondern auch in den meisten Stücken zweckmäßig eingerichtet sei.

Mein Reisegefährte hatte die Sohlen seiner Stiefel losgetreten, und wir meinten, er werde in dem nahen Rheinfelden eher einen Schuster finden als in einem Dorfe; überdies rückte die Nacht heran. Der Mensch fiel mir indessen um so mehr

auf, je näher ich ihn betrachtete. Er hatte einen ſtärkern Bart als ich, außerdem eine Schramme über die Backe herunter. Auch aus meinen examinierenden Fragen merkte ich, daß es mit ſeinen Studien nicht weit her ſei. Ich wäre ihn nun gerne los geweſen; allein er hieng wie eine Klette an mir; er kam mit, und in Rheinfelden wurde uns ſogar dasſelbe Zimmer zur Nachtruhe angewieſen. Ich argwöhnte, der ungerathene Sohn, wofür ich ihn zu halten anfing, könnte wohl mit meinen Stiefeln davon laufen oder mich ſonſt beſtehlen wollen, nahm daher meine Hoſen ins Bett herein und wollte die Nacht hindurch ab und zu horchen, ob der Kerl nichts Schlimmes zu unternehmen gedenke. Ich bedachte, daß es beſſer geweſen wäre, wenn ich ein eigenes Zimmer begehrt hätte. Allein erſt morgens um halb fünf Uhr erwachte ich wieder, als Kaltſchmied aufſtand und im Hauſe Lärm machte, um den Schuſter aufzuſuchen, der ihm abends zuvor die Stiefel zu flicken verſprochen hatte, den jungen Mann aber jetzt unverrichteter Dinge wegſchickte, da man am Bettage (9. Sept.) nicht arbeiten dürfe. So zog der gute Lübecker mit ſeinen zerbrochenen Stiefeln weiter, und ich hatte umſonſt mich gefürchtet.

Am Sonntag morgen beſah ich das Städtchen Rheinfelden. Es iſt etwas größer als Biſchofszell, hat aber ein älteres Anſehen. Auffallend war es mir, in dieſem Städtchen zwei aufgehobene Klöſter zu ſehen, deren Kirchen mit Holz angefüllt waren; in der Schweiz waren doch alle Klöſter bisher unangefochten geblieben. Allein dieſes Rheinfelden mit dem Frickthal hatte bis 1802 unter öſterreichiſcher Herrſchaft geſtanden, und da war es ſeinen Klöſtern freilich nicht beſſer als den öſterreichiſchen gegangen. Mitten im Rheine ſtehen die Ueberbleibſel einer Burg, auf welcher vormals Kuno von Rheinfelden und ſein Sohn Rudolf wohnten, welcher nach der Abſetzung Heinrichs IV. 1077 zum König erwählt und in der Schlacht an der Elſter 1080 getötet ward. Im dreißigjährigen Kriege

sollen die Schweden dieses Schloß (weil österreichisch) sieben Jahre lang belagert und endlich, als die Belagerten ihre letzte Kuh, die sie noch das übrige Korn hatten fressen lassen, hinaus jagten, wieder verlassen haben, weil sie wähnten, es sei noch Vorrat in der Festung. Der Rhein strömt hier sehr stark.

Noch ganz im Nebel wanderte ich um 8 Uhr weiter nach Baselaugst, wo einst die Römer eine große Stadt, Augusta, bewohnt hatten. Als ich nahe dabei war, hörte ich zur Rechten der Straße in einer Kirche ein Geläute und gewahrte nun durch den Nebel ein Dorf, dessen Name Kaiseraugst mir von einem Bauer angegeben wurde. Ich vermutete, da müsse wohl auch etwas Besonderes gewesen sein, weil der Ort einen so vornehmen Namen trug, und gieng deshalb von der Straße ab nach dem Dorfe hin. In demselben Augenblick hörte ich hinter mir rufen; es war der Major Mörikofer, der mit Regierungsrat Hirzel nach Basel reiste, mir mein Päckchen abnahm und mich in Baselaugst zu erwarten versprach. In Kaiseraugst fand ich wirklich die Ueberreste der Ringmauern jener ehemals römischen Stadt,[204] hörte auch von den Bauern erzählen, wie man in den Wiesen, Aeckern und Gärten Geld, Grabsteine ꝛc. ꝛc. gefunden, alles aber an Fremde verkauft habe. Meine thurgauischen Landsleute erwarteten mich unterdessen in Baselaugst, wo ich bald anlangte. Da sie aber zu ihrer Unterhaltung einen Garten besuchten und ich sie in dem bezeichneten Wirtshause nicht antraf, erkundigte ich mich inzwischen nach den römischen Ruinen, die in der Nähe dieses Dorfes noch zu sehen sind, und ich fand so glücklich alles Merkwürdige, daß ich mehr gesehen als die beiden andern Herren, die doch unterdessen mit einem Führer auf denselben Zweck ausgegangen waren.

Mit meinen neuen Reisegefährten fuhr ich dann nach Basel und stieg im Wilden Mann ab. Es war Sonntag mittags

204) Sie sind beschrieben im Anzeiger 4, 5. 5, 471, in der Rauracis 1827 und 1830 und in den Basler Mittheilungen.

gegen 1 Uhr, als ich dort anlangte. Sobald man sich der Stadt nähert, bemerkt man, daß hier großer Reichtum zu Hause ist; denn die Stadt ist von allen Seiten mit den schönsten Landgütern umgeben, und auch in der Stadt selbst sind viele schöne Häuser und Gärten, obgleich die Straßen meistens schmal und krumm sind wie in Zürich.

Meinen Bruder suchte ich an dem untern Ende der Stadt, während er, gerade am Tage vorher, seine „Bude" verlassen und nahe bei dem Wilden Mann eine andre gemietet und bezogen hatte. Ich wollte hierauf den Pfarrer Ammann heimsuchen, fand ihn aber nicht bei Pfarrer Heß. Dieser hingegen anerbot mir einen Spaziergang und führte mich auf eine Anhöhe etwa eine halbe Stunde von Basel, wo ich die Stadt und ihre Umgebung sehr gut überschauen konnte.

Den Montag (10. Sept.) Vormittag brachte ich mit Besuchen zu bei Rektor Hanhart (einem Thurgauer), Antistes Falkeisen u. s. w. Bei letzterm fand ich einige Beiträge zur thurgauischen Geschichte, ebenso auf der Bibliothek. So spazierte ich mich am Nachmittage gleichfalls fast müde auf dem Pflaster. Dienstag (11. Sept.) von halb 8 bis 2 Uhr dauerten die Verhandlungen der Gemeinnützigen Gesellschaft, das Mittagessen bis 5 Uhr und von halb 7 bis 9 Uhr ein Konzert.

Den Rest der Reisebeschreibung entnehmen wir einem Briefe P.'s an seinen Schwager Dr. Rüsch vom 7. Oktober 1827. — „Ich lernte die Rheingegend von Basel bis Kehl kennen, sah während meines dreitägigen Aufenthalts in Basel manche litterarische Merkwürdigkeit; in Straßburg und Freiburg bestieg ich die herrlichen Münsterthürme, stöberte einige Stunden im Großherzoglichen Landesarchiv zu Karlsruhe zum Behufe meiner Geschichte und besah mir einige Bibliotheken. Ich überzeugte mich aufs neue, daß man nur von dem recht deutliche Begriffe gewinnt, was man selbst gesehen, und daß ich daher, um manches recht zu wissen, was ich schon zu wissen glaubte, noch recht viele Reisen machen müsse. Nur dies war bei meiner Rheinreise etwas nach-

teilig, daß entweder mein Weg zu weit oder die Zeit zu knapp zugemessen war."

„Am 12. Sept. reiste ich von Basel früh morgens um 5 Uhr ab und war am Abend in Straßburg; den 13. brachte ich in Straßburg zu; am 14. gieng der Weg durch Baden-Baden und Rastatt bis an das Thor von Karlsruhe. Der 15. wurde in Karlsruhe verlebt. Am 16. übernachtete ich bei Offenburg, am 17. in Freiburg; von Freiburg entfernte ich mich wieder am 19. und am 21. Sept. abends war ich zu Hause. Hätte ich etwas langsamer reisen können, so hätte ich zwar kaum viel mehr gesehen; denn ich kann sagen, daß ich keine Minute verplemperte, als vielleicht in Freiburg mit dem närrischen Professor Münch, der zwar pausbackig über die Aristokratie und den Jesuitismus schimpfte, schwerlich aber gegen eine fette Pfründe stand halten würde, und jetzt wirklich in niederländische Dienste tritt. Auf dem Schwarzwalde war ich in jenem Gewitter, das bei Stühlingen 5 Ochsen erschlug. Mein Schrecken dabei war zwar nicht groß; aber ich erkältete und vernäßte meine Füße zwei Tage lang im Vertrauen auf meine durch die Reise gestärkten Kräfte so unbesonnen, daß ich einen kleinen Katarrh und ein heftiges Kopfweh nach Hause brachte und wirklich mehrere Tage lang behielt. Darüber machte mir nun freilich meine Frau kein gutes Gesicht, und sie meinte, es wäre gescheiter gewesen, nach Baden zu gehen und gesund heimzukehren, als auf dem Straßburger Münster und im Karlsruher Archiv den Schnupfen zu holen. Sie mochte in gewisser Hinsicht recht haben; allein dann hätte ich ja in der Straßburger Bibliothek nicht den Hortus deliciarum gesehen, eine Handschrift auf tischgroßem Pergament von mehrern hundert Blättern mit den schönsten Gemälden, durch die Nonne Herrat von Landsberg um 1180 angefertigt; auch hätte ich nicht die römischen, celtischen und deutschen Altertümer, welche die Gelehrten Schöpflin und Oberlin gesammelt haben, bewundern und anstaunen können, und die Gemälde von Holbein, das Grabmahl des Marschalls von Sachsen und so vieles andre."

Nachdem ich wieder zu Hause war, arbeitete ich eifrig an der Thurgauer Geschichte; ein Theil der Handschrift des ersten Bandes war schon nach St. Gallen in die Druckerei von Wegelin und Rätzer geschickt, und als Laßberg um Martini herum mich

mit Agathias bekannt machte, war es schon zu spät, ihn für den Text zu benutzen; denn der Druck war bereits bis zum siebenten Jahrhundert vorgerückt.

P. an seinen Schwager Dr. Rüsch, Mai 1828. — „In deinem letzten Briefe hast Du es ja eigentlich darauf angelegt, meinen Autorstolz zu kränken. Du sagst mir, Johannes Müllers Darstellungen gefielen Dir besser als die meinigen; Du nehmest Dir aber für Deine Appenzeller Geschichte[205] Zschokke, nicht mich zum Muster, und hoffest, auch populärer als ich zu werden, somit auch gemeinnütziger für Deinen Kanton als ich für den meinigen; ja, Du nimmst Dir heraus, in wenigstens soviel Monaten, als ich Jahre gebraucht, eine Kantonal-Geschichte zu schreiben. Sollte ich nicht böse, sollte ich nicht neidisch oder gar gehässig werden? Warte, ich hänge Dir eine Zeitungsfehde an und schreie Dich als einen historischen Pfuscher aus, wie Euer Herr Zellweger es dem Rathsschreiber Schäfer mit der neuen Appenzeller Chronik gethan hat! So will ich Dich zum Leisten zurückschustern, daß Du nur noch an die „Bäder" und nicht mehr an die historische Kritik denkst. Doch nein, ich will die Stelzen wegwerfen und zu der mir natürlichen Sprache zurückkehren."

„Daß Du die Appenzeller und Schweizergeschichte so freudig, ich will nicht sagen studierst, sondern verarbeitest, freut mich sehr; ich werde auf diese Weise ein neues Feld der Unterhaltung mit Dir gewinnen. Daß Du meine Neujahrsblätter mit Müllers Geschichte vergleichst, wäre für mich große Ehre, wenn nicht jeder Kenner Dich wegen einer solchen Vergleichung belächelte. Meine Neujahrsblätter, besonders die ersten, sind nur Versuche in einem ganz ungeübten Fache; die Thurgauische Geschichte, von welcher nun 16 Bogen gedruckt sind, könnte etwas besser sein. Wenn Dir über die den Thurgauern und Appenzellern gemeinsamen Parthien irgend etwas dunkel ist, so muß ich Dich auf diese verweisen: da gebe ich überall die Gründe an, warum ich von der gewöhnlichen Darstellung abweiche. Willst Du das Gründlichste suchen, so laß Dir von Hrn. Kaspar Zellweger Goldasts Rerum Alamannicarum

[205] Eine selbständige Geschichte des Kantons Appenzell von Rüsch ist nicht bekannt. Hingegen erschien aus seiner Feder eine Fortsetzung zu Walsers Appenzeller Chronik von 1732—1789. Schaffhausen 1837; ferner das Gemälde von Appenzell 1835.

scriptores aliquot geben und studiere da die lateinisch geschriebenen casus monasterii S. Galli: diese sind die Quelle, aus der alle Geschichtschreiber schöpften; getraust Du Dir nicht, sie allein zu lesen, so wollen wir sie gemeinsam lesen, wenn ich zu Dir komme, und kann oder will Herr Zellweger Dir das Buch nicht leihen, so nehme ich mein Exemplar mit, obschon es in-folio ist. Vernachläßigt werden darf auch von Arx[206] nicht; hier würdest Du noch manche Ergänzung zu Walsers Chronik und Hartmann[207] und Müller finden. Ich weiß wohl, Zellweger ist nicht gut auf v. Arx zu sprechen, sondern wirft ihm Parteilichkeit und Untreue vor, und allerdings verräth sich der Mönch nur zu oft in seinen Darstellungen. Gleichwohl thut man dem guten Arx zu viel Unrecht. Er ist im Grunde so treu wie Müller, dessen Schilderungen und Darstellungen manchmal auch recht kräftig über die Schnur hauen, wie ich Dir verschiedene Stellen citieren könnte. Aber Müllern verzeiht man das freilich eher, weil er, auch wenn er fehlt und irrt, noch erfreut, so daß man wünschen möchte, es wäre so gewesen, wie er sagt."

„Meine Thurgauer Geschichte ist bei dem 16. Druckbogen stecken geblieben. Der Buchdrucker sagt, er habe soviel zu thun und dabei so wenige Arbeiter, daß er eine Pause von einem Monat habe machen müssen. Dies macht mich z. Th. verdrießlich, z. Th. lasse ich es zu den vielen andern Unvollkommenheiten des Erdenlebens mitlaufen."

PS. „Die Geschichte der Schlacht bei Schwaderloh[208] lasse ich für die Sempacher Gesellschaft, die dort sich versammelt, besonders abdrucken."

Der Regierung übersandte ich die ersten 18 Bogen zur Einsicht mit der Anfrage, ob ich ihr das Werk dedicieren dürfe. Ich erhielt darauf folgende Antwort:

---

206) Ildephons v. Arx, Geschichten des Kantons St. Gallen. 3 Bde. St. Gallen 1810—1813. 8°. Dazu Berichtigungen und Zusätze. St. Gallen 1830.

207) G. L. Hartmann, Geschichte der Stadt St. Gallen. St. Gallen 1818 8°.

208) Sie steht auf Seite 304—307 des ersten Theiles der ersten Auflage.

„Frauenfeld, den 31. May 1828. — Der Kleine Rath des Kantons Thurgau an den Herrn Diacon Puppikofer in Bischofszell. Wohlehrwürdiger Herr! Das von Ihnen begonnene Unternehmen, die Geschichte des Thurgaus zu schreiben, verdient schon an sich beyfällige Anerkennung."

„Die uns im Begleit Ihrer Zuschrift vom 28. laufenden Monats zur Einsicht übersandten 18 Bogen der ersten Hälfte des Werkes geben den Beweis, daß Sie sich der Lösung der Aufgabe durch umsichtige Benutzung der Quellen, die sich Ihnen dargeboten haben, mit günstigem Erfolge angelegen seyn lassen."

„Es gereicht uns daher zum Vergnügen, Sie durch die Annahme der uns zugedachten Dedication Ihrer Arbeit zur Fortsetzung derselben aufzumuntern."

„Empfangen Sie, Wohlehrwürdiger Herr, dabey die Versicherung unsrer besondern Achtung! Der Landammann, Präsident des Kleinen Raths: Morell. Der Staatsschreiber: Müller."

Endlich zu Anfang des Monats Juli war der Druck des ersten Bandes vollendet und erschien unter folgendem Titel: **Geschichte des Thurgaus von J. A. Pupikofer, Diacon an der Evangelischen Pfarrgemeinde zu Bischofzell. Erste Hälfte. Von der Urzeit bis zum Jahre 1499. Mit Urkunden und Nachweisungen. Bischofzell, bei dem Verfasser, und Zürich, in der Trachslerschen Buch- und Kunsthandlung 1828. (314 Seiten Text. Erste Beilage. Urkunden 144 Seiten. Zweite Beilage. Nachweisungen 48 Seiten). Zusammen 506 Seiten. 8°.**

Die Dedication lautet: „Der hohen Regierung des Kantons Thurgau, besonders den hochgeachteten Herren:

Herrn Landammann Morell,
Herrn Landammann Anderwert,
Herrn Landesstatthalter Hanhart,
Herrn Regierungsrath Freyenmuth,
Herrn Regierungsrath Angern,
Herrn Regierungsrath Grav von Thurn,
Herrn Regierungsrath Hirzel,
Herrn Regierungsrath Wegelin,
Herrn Regierungsrath Müller,

mit ehrfurchtsvoller Ergebenheit gewiedmet.

Folgende bibliographische Notizen dürften dem Benutzer des Werkes nicht ganz ohne Vorteil sein. Es wurden zweierlei Ausgaben veranstaltet, die eine mit Urkunden und Nachweisungen: 200 Ex. auf Druck- und etwa 12 Ex. auf Schreibpapier. Letztere wurden nicht verkauft, sondern verschenkt, z. B. an die Kantonsbibliothek, an die Bibliothek des Kirchenrats, an Laßberg, an Jacob Grimm u. a. Die andre Ausgabe ohne die Beilagen war in 400 Ex. gedruckt. Um hier gleich vorauszunehmen, was in dieser Beziehung das ganze Werk betrifft, so steht beim zweiten Bande (1830) nichts mehr vom Selbstverlag, sondern es ist unterschrieben die Trachslersche Buch- und Kunsthandlung in Zürich. Da diese Handlung in der Folge fallierte, so gelangten eine Anzahl Exemplare des Werks an die Antiquare; eine andre Anzahl wurde, wie man mir sagte, makuliert und zwar auch solche mit den Beilagen.

Von den Behörden, denen ich Exemplare geschenkt hatte, erhielt ich Dankschreiben:

Frauenfeld, den 15. Juli 1828. Der Kleine Rath des Kantons Thurgau an den Herrn Diacon Puppikofer[209] in Bischofszell. — Wohlehrwürdiger Herr! Mit besonderm Vergnügen empfiengen wir in Begleit Ihrer Zuschrift vom 8. d. M. das uns übersandte Dedications-Exemplar des ersten Bandes der von Ihnen verfaßten Geschichte des Thurgaus.

Wir lassen dasselbe als schätzbare Urkunde Ihrer kenntnisreichen Thätigkeit und Ihres Bürgersinnes in die Kantonsbibliothek niederlegen, und schließen hinwieder zu Ihren Handen hier diejenige Gratification[210] an, welche Sie als beyfällige Anerkennung Ihrer verdienstlichen Bemühung aufnehmen wollen.

Damit verbinden wir zugleich die Versicherung unsrer Hochschätzung. Der Landammann, Präsident des Kleinen Raths: Anderwert. Für den Staatsschreiber der Regierungs-Sekretair: Wanaz.

---

209) Die Staatskanzlei schrieb den Namen, wie er bisher geschrieben wurde, s. Heft 35, S. 71.

210) Vermuthlich wie beim Empfang des zweiten Bandes 10 Louisd'or.

Frauenfeld, den 21. Juli 1828. Der Evangelische Administrationsrath des Kantons Thurgau an Herrn Diacon Pupikofer in Bischofzell. — Wohlehrwürdiger Herr Diacon! Mit besonderm Wohlgefallen haben wir den ersten Theil von Thurgaus Geschichte, womit Sie unsre Bibliothek zu beschenken sich bewogen fühlten, in Empfang genommen als einen Beweis, wie verdient sich ein Mann auch neben seinen Amtspflichten um seine Nebenmenschen zu machen im Stande ist, wenn ein rein wissenschaftlicher Geist verbunden mit echtem Patriotismus, ihn beseelt. Bietet sich uns die Gelegenheit dar, Ihnen Beweise zu geben von der Anerkennung Ihrer wohlmeinenden Bestrebungen, so werden wir uns daraus eine Freude machen.

Was dann Ihr Anerbieten betrifft, einen historischen Umriß von Thurgaus Geschichte für die Jugend[211] zu entwerfen oder dafür Hand zu bieten: so haben wir ein Mitglied unsrer Behörde, nähmlich den Herrn Pfarrer Benker, beauftragt, deshalb mit Ihnen Rücksprache zu nehmen.

Inzwischen versichern wir Sie, Wohlehrwürdiger Herr, unsrer freundschaftlichen Hochschätzung. Der Geschäftsführer des Evangelischen Administrations-Raths: Sulzberger, Antistes. Für das Aktuariat: J. Denzler, Pfarrer.

Am 7. August 1828 hielt der Sempacher Verein seine achte Jahresfeier im Schwaderloh. Administrationsrat Kesselring von Boltshausen sandte seiner Rede die Erzählung meiner Thurg. Geschichte von der gefeierten Schlacht voran. Das war nicht nur für die Belehrung des anwesenden Volkes, sondern auch für manche Mitglieder, die das neue Werk noch nicht kannten, ein glücklicher Gedanke auf der Wahlstatt.[212]

Zürich, 24. Oktober 1828. Herrn Diacon Pupikofer in Bischofzell. — Indem wir Ihnen anbei die 4. Supplementlieferung zum Stielerschen Handatlas als Fortsetzung übersenden, sind wir

---

[211] Wurde erst später verwirklicht, auf Antrag des Seminardirektors Wehrli, in dem Büchlein: Kurze Beschreibung und Geschichte des Kantons Thurgau f. d. Schulen des Kantons Thurgau. Frauenfeld, Ch. Beyel 1842. 12°. Verbesserte Auflage. Ebendas. 1844. 12°. Preis geb. 16 kr.

[212] Thurg. Ztg. 1828, Nr. 33 vom 16. August.

so frei anzufragen, ob wohl die Vollendung des Druckes der Urkunden und Nachweisungen bald zu gewärtigen sei. Wir sind nämlich im Fall, eine Sendung nach Leipzig zu machen, die nicht lange aufgeschoben werden kann, und die die letzte in diesem Jahre ist; es wäre uns daher lieb, wenn wir gleich einige Exemplare Ihrer thurgauischen Geschichte beipacken könnten. Wenn bis zum 6. künftigen Monats darauf zu zählen wäre, so haben Sie wohl die Güte, uns davon in Kenntnis zu setzen; wo nicht, so müßte die Versendung des Werkes bis zur neuen Rechnung des künftigen Jahres verschoben werden. Mit Hochachtung ergebenst: Trachslersche Buch- und Kunsthandlung.

Reise nach Italien.

Nachdem der Druck des Textes vom ersten Band meiner Thurgauer Geschichte vollendet war, fand ich Gelegenheit, mir eine Erholung und eine Erweiterung meines Gesichtskreises zu verschaffen. Es war dies eine Reise nach Italien, die ich mit Freund Glinz verabredete; gemeinschaftlich mit ihm und einem ihm empfohlenen Engländer sollte dieselbe unternommen werden.

Am Sonntag den 13. Juli 1828 nachmittags begab ich mich in dieser Absicht von Bischofszell nach St. Gallen, nicht ohne schweren Abschied von Hause, indem man damals eine längere Reise in fernes Land nicht so leichten Herzens unternahm wie heutzutage. Am Mittwoch (16. Juli) brachen wir auf, zu Fuß, wie man damals noch reiste, und mit dem Tornister auf dem Rücken. Eine Anzahl Bekannter und Freunde aus St. Gallen wollten uns noch bis nach Cleven jenseit der Schneeberge begleiten. Unsre nächste Station sollte Pfäffers sein, dessen merkwürdige Quelle wir zu besuchen gedachten. Wir hatten unterwegs eine längere Unterredung streitbarer Natur mit einem unsrer Begleiter, dem Reallehrer Engwyler von St. Gallen, geführt. Dieser behauptete, der Geist des Menschen vermöge den natürlichen Hang des Leibes zum Schwindel zu beherrschen, während ich diese Behauptung bestritt und vielmehr aufstellte, der mensch-

liche Geist besitze diese Macht nicht, wenn der Körper einmal vom Nervenschwindel behaftet sei. Die Folge sollte lehren, daß ich Recht hatte. In Pfäffers wollten wir durchaus die warme Quelle sehen; zu diesem Ende mußten wir auf einem schmalen Stege, der ohne Lehne war, hineingehen. Nicht ohne Bedenken unternahmen wir das kühne Wagestück, voran der Führer, dann ich, dann Glinz, hernach der Engländer und die übrigen. Nach der Rückkehr gestanden alle, ihre Kniee hätten während der gefährlichen Passage gezittert. Wir trafen Engwyler, wie er sich mit geschloßnen Augen rückwärts an einen Felsen lehnte und in dieser Lage den Schwindel zu überwinden sich bemühte. Er aber beharrte bei seiner Behauptung von der Macht des Geistes über den Körper, und so blieb der psychologische Streit unerledigt. Von Pfäffers marschierten wir nach Chur, alsdann am Donnerstag (17. Juli) durch das Thal des Hinterrheins, hinauf gen Thusis über die schauerliche Via mala nach Andeer (8 Std.) und dann am Freitag (18. Juli) über den Splügen. Nachdem wir auf der Höhe oben zum ersten Male den Anblick des italienischen Himmels genossen hatten, stiegen wir fröhlich und wohlgemut in das Jakobsthal hinunter und kamen endlich in 12 Stunden zu Cleven auf italienischem Boden an. Dazumal pflegte man die alten Tafernen aufzusuchen, und so begaben wir uns insgesamt in das Gasthaus zur alten Post, wo wir trefflich bewirthet wurden. Am Tische hörten wir ein halbes Dutzend verschiedene Sprachen sprechen; denn Cleven ist eine polyglotte Stadt. Hier war das Ziel, das sich unsre Begleiter aus St. Gallen gesetzt hatten; die Trennung war nicht länger zu vermeiden. Sie kehrten wieder in die Schweiz zurück; wir drei aber, Glinz, der Engländer und ich, setzten am andern Morgen, Samstag (19. Juli), unsre Reise fort gegen den Comersee.

Im mündlichen Verkehr mit der Bevölkerung hielt es freilich schwer, sich verständlich zu machen; wir konnten nicht italienisch, und die Bewohner nicht deutsch. Niemand vermochte

uns daher rechte Auskunft zu geben. Ich versuchte lateinisch mit den Bauern zu sprechen, wobei ich etwas italianisierte, und zuletzt errieten sie wenigstens, was meine Meinung war. Wir kamen zeitig an den Landungsplatz und konnten bis zur Abfahrt noch bequem ein Frühstück einnehmen. Im Fordern waren die Wirte in Italien nicht zimpfer, und wer es unterließ, vor jeder Bestellung, die er bei dem Wirte an Speise und Trank machte, den Preis zu fixieren, konnte meistens auf überspannte Zechen zählen. So gieng es uns auch hier. Da wir bis zum letzten Augenblicke es unterlassen hatten, nach unsrer Zeche zu fragen, präsentierte uns der Wirt eine unverschämte Rechnung. Wir nahmen Anstand, dieselbe zu bezahlen; allein da er uns drohte, er werde unser Gepäck zurückbehalten, und da es die höchste Zeit war, das Schiff zu besteigen, ließen wir die Prellerei über uns ergehen. Glinz mußte eines notwendigen Bedürfnisses wegen noch zurückbleiben, und als er an den Landungsplatz kam, waren wir schon abgefahren; so blieb er zurück. Ich sah noch, wie er zum Gestade rannte, wie er aber zu spät kam. Man hätte die Schiffleute um keinen Preis mehr zurückzukehren bewegen können. Er fand aber noch an demselben Morgen Gelegenheit, auf einem andern Dampfboot den See hinunter zu fahren. Wir machten eine entzückende Fahrt auf dem Comersee. Die Ufer sind erhöht, etwa wie die Rheinufer bei Stein oder die schweizerischen Ufer am Untersee: alles bewachsen mit Kastanienbäumen, Oliven und Reben. In der Mitte gabelt sich der See; ein Teil heißt Lago di Lecco; wir aber fuhren auf dem andern nach Como. Kurz vor diesem Ziele entzückte uns noch eine Villa auf dem linken Seeufer.

In Como konnten wir eine Stunde verweilen; dann bestiegen wir die Post, um nach Mailand zu gelangen. Von Cleven nach Mailand brauchten wir 18 Stunden, wovon 3 zu Fuß, 11 zu Schiff und 4 auf dem Postwagen. Ich war an Frau Reichmann, eine Base des Pfarrers Ludwig in Altnau,

von dem früher (Heft 37, Seite 118) die Rede gewesen ist, empfohlen. Ihr Mann besaß den ersten Gasthof in Mailand (jetzt Grande Bretagne et Reichmann) in der Via Torino. Es versteht sich, daß wir gute Aufnahme fanden. Die Wirtin erinnerte sich meiner noch sehr wohl und freute sich über meinen Besuch; denn sie war so sehr Schweizerin geblieben, daß sie fast lauter Dienstboten aus Graubünden hielt und ihre Kinder nur deutsch, und zwar den Bündner Dialekt, sprechen ließ. Es war für mich erquickend, unter dem italienischen Geplapper wieder einmal ein ehrliches Wort Deutsch zu hören. Wir waren nachts um 10 Uhr angelangt und waren bald heimisch in dem Hause. Frau Reichmann erzählte uns, der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen habe vierzehn Tage in ihrem Gasthofe gewohnt, freilich ohne sie und ihren Mann nur eines Wortes zu würdigen. Erst am letzten Tage seiner Anwesenheit habe er ihnen Audienz gestattet und ihnen zum Abschied gesagt: „Zufrieden sein! Zu vergelten wissen!“

Nun war ich mit dem Engländer allein; unsre Unterhaltung war nicht besonders lebhaft; er radebrechte das Französische und ich sprach es auch nicht geläufig. Andre Zungen, die uns zur Vermittlung unsrer Gedanken hätten dienen mögen, kannten wir beide nicht. Unsre nächste Aufgabe war nun schlafen zu gehen und des folgenden Tages auf Glinz zu warten. Jetzt fühlte ich, daß Italien wärmer ist als die Schweiz; denn ich konnte nachts ohne Decke schlafen.

Am andern Morgen blieb der Engländer auf seinem Zimmer; ich aber schrieb (es war am Sonntag den 20. Juli) den ersten Brief an meine Frau. Während ich schrieb, wurden die Glocken geläutet, aber nicht wie bei uns, wenn sie zur Kirche laden, sondern wenn sie stürmen. Man schlägt dort in Italien mit Klöpfeln an die Glocken, was auf die Länge sehr unangenehm tönt. Nach Vollendung wollte ich, da der Engländer nicht mitkommen mochte, einen Gang durch die Stadt machen zum

Dom und zur St. Ambrosiuskirche. Beim Abstieg mußte ich mich über die Pracht des Reichmann'schen Hotels wundern; der Speisesaal war wie eine Kirche, und den Hof umgaben Marmorsäulen. In der Straße, wo die St. Ambrosiuskirche stand, betrachtete ich etwa 7—8 Säulen, indem ich es als eine glückliche Regung meines Geschmacks empfand, daß ich diese Säulen ohne Führer und ohne Weisung als antike erkannte. Den ganzen Morgen pilgerte ich in den Straßen herum, ohne daß mir etwas Besonderes zustieß, ausgenommen die Polizei, von der man immer gefressen zu werden in Gefahr stand.

Erst beim Mittagessen traf ich wieder mit dem Engländer zusammen; er machte mir jetzt Vorwürfe, daß ich ihn nicht mitgenommen habe; allein er war ja zu bequem gewesen, einen Ausgang zu machen. Die Wirtin merkte, daß wir uneins waren. Da rief sie mich auf ihr Zimmer und lud mich und meinen Gefährten zu einer Fahrt in die Stadt ein. Wir fuhren also mit Frau Reichmann auf die belebteste Straße Mailands, den Corso, wo wir Gelegenheit hatten, die schöne Welt zu bewundern. Bald entdeckte der Engländer britische Landsleute und ermangelte nicht, mich als Reverend vorzustellen. Diese Artigkeit versöhnte mich wieder mit ihm. Ohne dies waren wir beide Leidensgenossen durch den Umstand, daß wir kein Geld bei uns hatten, da Glinz die Kasse bei sich trug. Es handelte sich für uns also um die Frage: Wer soll Reisegeld beschaffen, falls Glinz gar nicht mehr mit uns zusammentrifft? Indessen war diese Sorge überflüssig; denn der vermißte Freund traf am gleichen Abend noch ein.

Am folgenden Tage (21. Juli) machten wir uns alle drei zur Besichtigung der Stadt auf, und zwar unter Begleitung eines Führers. Zuerst nahmen wir den Dom in Augenschein, dann die Gemäldesammlung in dem Palazzo di Brera, die mich nicht sonderlich befriedigte. Mehr interessierte mich die ambrosianische Bibliothek und besonders der Codex rescriptus

des Ulfilas,[213] deſſen wenige Blätter in Palimpſeſt-Schrift die Pauliniſchen Briefe enthalten und vom Grafen Caſtiglione in gothiſchen Lettern veröffentlicht ſind. Den berühmten Bibliothekar Angelo Mai bekam ich leider nicht zu Geſichte. Weiter betrachteten wir den großen Spital (Ospedale Maggiore) mit ſeiner berühmten Façade. An der Weſtſeite der Stadt befand ſich ein ehemaliges Dominikanerkloſter mit der Kirche S. Maria delle Grazie. Beim Ausgang aus der Kirche kommt man durch den Thürbogen an der rechten Schmalſeite zur Thür mit der Aufſchrift: Custode del Cenacolo di Lionardo da Vinci, zum Saal, der einſt Refektorium des Kloſters war. Hier iſt das berühmte Abendmal Lionardos da Vinci. Das Gemälde iſt etwas abgeblaßt, aber noch ſchön. Ein Künſtler kopierte es damals auf Beſtellung nach Turin. Auch das Kaſtell auf dem Foro Buonaparte beſichtigten wir, doch nur ſoweit wir durften, da die öſterreichiſche Beſatzung ſehr eiferſüchtig die Neugier der Fremden einſchränkte.

So brachten wir drei Tage zu. Dann berieten wir uns über anderweitige Reiſeziele und entſchloſſen uns, nach Florenz zu reiſen und hiefür einen Fuhrmann zu mieten. Herr Reichmann war uns beim Abſchluß des Akkordes behülflich, indem er uns riet, den Kutſcher unſre Zeche bezahlen zu laſſen. Es exiſtierten zwar, meinte er, überall Taxen für die Bewirtung von Gäſten; allein es ſei bekannt, daß die Wirte, wenn ſie Fremde vor ſich hätten, dieſe Taxen gewöhnlich überforderten. So akkordierten wir mit dem Fuhrmann unter der Bedingung, daß er uns in einem zweiſpännigen Wagen führe und unſre Zehrung bezahle. Als Route beſtimmten wir den Weg über Lodi, Piacenza, Parma, Reggio, Bologna, von dort über die Apenninen nach Florenz. Tagesordnung ſollte ſein: Abfahrt um 4 Uhr morgens, Halt und Frühſtück um 9 Uhr, nachher

213) Vgl. J. Grimm, Kl. Schriften Bd. 4, 125. 5, 203.

Sieſta, dann Fortſetzung der Reiſe bis zu einem Ziele; um 6 Uhr morgens und 6 Uhr abends ſollte ebenfalls ein kleiner Halt gemacht werden.

Am Abend des erſten Tages gelangten wir, nachdem bei Piacenza der Po überſchritten worden, gen Parma. Es war eine prächtige Sommernacht. Die ganze Bevölkerung befand ſich auf dem Marktplatz vor den hellerleuchteten Magazinen und Kaffeehäuſern. Von Maria Luiſe, der Exkaiſerin von Frankreich, nunmehriger Herzogin von Parma, bemerkten wir nichts. Des andern Tages gelangten wir nach Bologna, der alten, winkligen, man möchte ſagen, verwitterten Stadt in der Emilia. Die beiden ſchiefen Thürme, Torre Asinelli und Torre Garisenda, erregten uns mehr bange Furcht als frohes Ergötzen. Die Stadt liegt am Fuß und Abhang der Apenninen. Auf der Weſtſeite derſelben befindet ſich der ſchöne Kirchhof Campo Santo, von dem aus man einen impoſanten Anblick der Stadt genießt. In der Gemäldeſammlung der Accademia delle belle arti ſahen wir allerlei ſchöne Sachen. Plötzlich wurde ich gefeſſelt durch ein Gemälde der herrlichſten Art. Es war dargeſtellt eine Heilige mit der niederſinkenden kleinen Orgel, dem himmliſchen Geſange von ſechs Engeln lauſchend: alles in den drei Grundfarben mit den herrlichſten Kontraſten. Als ich mich erkundigte, was das für ein Bild ſei, gab man mir, halb empört über meine Unwiſſenheit, zur Antwort: die hl. Cäcilie von Rafael. Ich habe ſeither mancherlei Kopien dieſes Meiſterwerks geſehen; aber ſie erſchienen mir gegen das Original als blöde Schatten einer brillanten Geſtalt.

Am Abend fuhren wir von Bologna ab, das Thal der Savena hinan und übernachteten in einem einſamen Gaſthauſe. Als ich einmal ins Freie hinaustrat, ſah ich eine ziemlich große Zahl Menſchen unter freiem Himmel liegen; ich meinte, es ſeien Lazzaroni und verſpürte nicht wenig Angſt bei dieſem Anblick. Aber ſie führten nichts Böſes im Schilde. Folgenden Tages

gelangten wir in das Bergstädtchen Pietramala auf der Höhe der Apenninen; wir giengen ein paar Minuten vom Orte weg, um das berühmte fuoco di legno zu sehen. Aus einer Kalksteinmulde von der Größe einer Stube leuchtet ein Feuer von ungefähr ½ Fuß hoch empor, indem es sich aus unzähligen Flämmchen bildet. Am Mittag des andern Tages kamen wir wiederum zu einem abgelegenen Gasthofe. An der Tafel erschien ein Mädchen, welches uns immer auffordete, die Feder zu schneiden, und welches sich besonders an den jungen Engländer machte. Nachher als wir Siesta hielten, hörten wir die lockende Sirene singen, und es ergab sich, daß es eine Dirne war. Am folgenden Tage (28. Juli) gelangten wir endlich wohlbehalten nach Florenz.

Diese Stadt ist prächtig gelegen; der Fluß Arno trennt sie in zwei Theile, wie die Limmat die Stadt Zürich. In unserm Gasthof, der inmitten der Stadt lag, hatten Glinz und ich ein gemeinschaftliches Zimmer und der Engländer, wie gewöhnlich, ein besondres. Er machte in Florenz sehr bald Bekanntschaft mit Landsleuten. Wir besahen und besuchten den Palazzo degli Uffizi und dessen berühmte Gemäldegallerie. Hier trafen wir eine sehr praktische Einrichtung; die Hauptgemälde von den ausgezeichneten Meistern, Tizian, Rafael, Bartolommeo u. a. befanden sich in einem besondern Saale (la Tribuna). Da stand ein runder Tisch und rings herum 12 Sessel. Jeder Beschauer blieb auf seinem Sessel, bis der Nachbar den seinigen verließ; dann rückte man nach. Diese Runde dauerte ungefähr eine Stunde. Während der sechs Tage unsers Aufenthalts in Florenz besuchten wir diesen Saal täglich mit steigendem Interesse. Zwischen 11 und 12 wurden auch die übrigen Säle geöffnet. Man hatte aber nicht viel Zeit zur Besichtigung; außerdem waren da immer Maler, welche das eine oder andre Bild kopierten. Eine andre Sehenswürdigkeit war für uns der Dom (S. Maria del Fiore), ein prachtvolles Gebäude, dessen Turm von der

Kirche selbst gesondert steht. Wir sahen auch die St. Lorenzo-Kirche mit der Kapelle, in welcher die Grabmäler der Mediceer sich befinden; diese sprachen mich aber nicht besonders an. In der Via Ricasoli besahen wir die Akademie der schönen Künste, worin man die Kunst historisch von den Anfängen bis auf die neueste Zeit verfolgen kann. Dreimal waren wir auch jenseit des Arno in dem Palazzo Pitti, welcher ebenfalls eine sehenswerte Gemäldegallerie enthält. Wir machten auch öfter Spaziergänge in die Umgegend und erfreuten uns an den schönen Aussichten. Nun wären für mich nur noch die Bibliotheken mit ihren altdeutschen Handschriften zu besehen gewesen; allein dazu hätte es mehr Zeit bedurft, und der Gewinn wäre vielleicht so gering ausgefallen, daß ich nicht einmal einen Versuch wagen mochte.

In den ersten Tagen unsres Aufenthaltes in Florenz war ich etwas unwohl; wir hatten von Mailand bis Bologna eine ungeheure Hitze ausgestanden, waren auch zwei Nächte hindurch ununterbrochen gefahren und hatten überall nur schlechtes Wasser zu trinken bekommen. Außerdem mochte ich mich auch ein wenig erkältet haben. Kurz, ich bekam zwei Tage lang Kopfschmerzen, fühlte mich sehr müde, hatte keinen Appetit und konnte nicht mehr gut schlafen. Ich gieng zu einem Zuckerbäcker aus dem Engadin und ließ mir Cremor tartari geben; allein es half nichts. Frau Reichmann in Mailand hatte mir geraten, ausschließlich italienischen Rotwein zu genießen; aber gerade der bekam meiner nordischen Natur nicht gut. Da nahm ich Mandelmilch, die man mir anriet, hielt gute Diät und lief gleichwohl immer herum. Das bekam mir gut, und mein Unwohlsein besserte sich. Mittlerweile machte uns der Engländer mit den ihm bekannt gewordenen britischen Landsleuten vertraut, und wir vereinigten uns zu einem gemeinsamen Mittagessen, wo wir französische Küche mit delikaten Weinen genossen.

Von all den bisher erlebten Herrlichkeiten Italiens waren wir so bezaubert, daß wir gute Lust empfanden, auch Rom zu

ſehen; waren wir doch ſo nahe bei der ewigen Stadt, daß wir in zwei Tagen mit der Poſt hätten hinfahren können. Wir hatten auch ſchon bei einem uns empfohlenen Kaufmann 300 Zechinen entlehnt, da unſre Mittel für ein ſolches Ziel nicht mehr hinreichten. Aber auf einmal überfiel mich ein ſtarkes Heimweh, und ich drängte zur Rückreiſe. Glinz wollte zwar durchaus nichts davon wiſſen; da aber auch der Engländer Luſt zur Umkehr bezeugte, ſo bildeten wir die Mehrheit, und er gab endlich nach. Wir waren vom Montag bis Samstag (28. Juli bis 2. Aug.) in Florenz geblieben, um die Merkwürdigkeiten der Stadt zu beſehen. Jetzt gedachten wir unſre Heimreiſe über Livorno nach Genua zu machen und rechneten, ungefähr am 10. Auguſt wieder in Mailand zu ſein.

Von Florenz fuhren wir früh morgens mit unſerm Fuhrmann ab; mit der Reiſe nach Rom war es alſo nichts geworden. Viel Schönes hatten wir geſehen, aber auch eine Schattenſeite, die entſetzliche Schweinerei, von der man ſich auf deutſcher Erde keine Vorſtellung macht. In Mailand gieng es noch an; aber in Florenz war es unterm Strich mit der Unreinlichkeit. Nur ein Beiſpiel. Bei dem Dome war der Winkel zwiſchen Kirche und Turm ein wahrer Abtritt für Männer und — Weiber und zwar ein unverhüllter Abtritt. Die Kirchen, die Paläſte, die Privathäuſer: alle haben dasſelbe Schickſal. Man ſtellt ſich an die erſte beſte Mauer oder kauert ſich in den erſten beſten Winkel, um ſeine Notdurft zu verrichten. Ich begriff es auch, wie es war. Die geheimen Gemächer in den Häuſern waren ſo abſcheulich traktiert, daß einem Hören und Sehen vergieng.

Die Bauern in der Umgegend litten unter der Trockenheit; denn ſeit 7 Wochen hatte es nicht mehr geregnet; auf den Landſtraßen war ein entſetzlicher Staub, ſo daß alle Äcker und Bäume neben denſelben weiß wie mit Mehl beſprengt ausſahen. Wenn unſre Pflanzen in der Schweiz ſolche Trockenheit aushalten müßten, ſo würden ſie verdorren; aber die Ölbäume, Lorbeeren,

Maulbeeren, Zypreſſen, Melonen, Reben u. ſ. w. gedeihen gerade in dieſer Trockenheit. Uebrigens möchte ich nicht ſagen, daß die italieniſchen Bäume einen viel angenehmern Anblick gewährten als die thurgauiſchen; ſo groß wie die unſrigen ſind ſie bei weitem nicht, haben auch nicht dasſelbe Grün; denn der Ölbaum iſt gelblich, die Zypreſſe dunkel. Auch die Gärten ſind nicht ſo blumenreich wie die unſrigen; wenn einige Schattengänge und einige Bildſäulen ſich darin befinden, ſo gibt man ſich mit wenigen Blumen zufrieden. Die Geranien ſind nicht ſo ſchön wie bei uns. Die Melonen wachſen im Freien und werden täglich zu Tauſenden verſpeiſt. Wenn der Italiener nur ein Stück Melone hat, ſo iſt er ſelig. Mir ſchmeckten ſie nicht; ſie bekamen auch meinem Magen nicht gut. Trauben konnten wir in dieſer Jahreszeit ſchon die Menge verſpeiſen.

Nichts Schöneres kann man ſich aber denken als die Art, wie die Reben in Italien gepflanzt werden. Man ſetzt ſie neben einen Baum und zieht ſie dem Baumſtamm entlang. Wenn ſie dann lange Schoſſe getrieben haben, ſo werden dieſe Schoſſe an den nächſten Baum hinübergeſpannt, ſo daß auf dieſe Weiſe 20, 40, 100 Bäume reihenweiſe hintereinander ſtehen und alle wie durch Guirlanden mit einander verbunden ſind. Wenn auf dieſe Weiſe 30—40 Baumreihen neben einander ſtehen, ſo weiß man nicht, ob es ein Garten oder eine Wildnis oder eine Spielerei ſein ſoll. Bei der Weinleſe bedient man ſich der Leitern, großer Säcke und handlicher Haken wie bei uns, wenn man Birnen oder Kirſchen pflückt. Der Wein ſoll auf eine ſehr unreinliche Weiſe gemacht werden; auch laſſe man ihn ſo lange in offnen Gefäßen ſtehen, bis er vergohren hat und faſt alle feine Blume davon entflohen iſt.

Die Stadt Livorno gewährte uns einen andern Anblick als die bisher geſehenen Plätze; es iſt vorzugsweiſe eine Handelsſtadt, von neuer Bauart; daher auch keine hiſtoriſchen Denkmäler, ſondern große Magazine. Da ſahen wir eine Menge

Volks aus allen abendländiſchen Nationen, aber auch Türken, Mauren und Neger. Eine Hauptmerkwürdigkeit für uns war der Hafen. Wir beſtiegen ein öſterreichiſches Kriegsſchiff, begriffen aber nicht viel davon. Endlich fuhren wir in einem Kahne ins Meer hinaus, ſoweit wir auf den Grund ſehen konnten. Meine Gefährten nahmen ein Seebad; ich aber enthielt mich desſelben.

Am Abend reiſten wir von Livorno gen Piſa. Die Umgegend von Livorno iſt ganz flach, zum Teil auch kahl, jedenfalls proſaiſch. Das Einzige, was befriedigt, iſt der Ausblick aufs Meer. In der Ferne zeigte man einen Punkt, der die Inſel Elba geweſen ſein ſoll; ich konnte ihn aber nicht wahrnehmen. Der Weg nach Piſa gieng durch eine ſumpfige Ebene. Dieſe iſt erſt ſeit dreihundert Jahren gebildet worden; früher war dies der Hafen der Stadt. Piſa machte uns den Eindruck einer welk gewordenen Schönheit. Es liefen uns von allen Seiten Buben und Bettler nach, die uns das Gepäck tragen wollten; namentlich vor dem Gaſthof wurden wir förmlich von ihnen belagert; jeder wollte ein Stück unſerer Effekten tragen. Allein wir hatten wenig Gepäck und konnten es ſelbſt befördern. Als wir bei einbrechender Nacht in den Straßen herumwandelten, reckten ſich uns wieder von allen Seiten bettelnde Hände entgegen. Ein ſolcher Spaziergang war läſtig, und wir kehrten deshalb bald in unſre Herberge zurück. Des andern Morgens verſuchten wir neuerdings einen Ausgang zu machen. Die Univerſität hatte Ferien; darum war von Studenten nichts zu ſehen. Wir begaben uns zum Dom und zum Campo santo ganz im Norden der Stadt; dies iſt ein Friedhof, der einen würdevollen Anblick bietet. Er iſt von einer Ringmauer umgeben, an der ſich Hallen befinden, welche mit Gemälden im großen Styl bedeckt ſind. Natürlich wollten wir auch den ſchiefen Thurm (il Campanile) ſehen, jenes koloſſale 54 ½ Meter hohe Marmorgebäude aus dem 12. Jahrhundert, von dem man

eine lohnende Aussicht sowohl über die Stadt als aufs Meer hinaus genießt.

In Pisa blieben wir nur eine Nacht und den folgenden Vormittag. Alsdann reisten wir ab und fuhren abends auf der Straße längs des ligurischen Meeres in der Richtung nach Genua. Wir übernachteten unterwegs in einem großen Gasthofe unmittelbar am Meere. Am Thore war eine Marmortafel, worauf geschrieben stand, der russische Kaiser Nikolaus habe dort logiert. Die ganze Nacht konnte ich kein Auge schließen; denn ich hörte immer den donnerähnlichen Anprall der Meereswogen an den Uferdamm. Den andern Tag setzten wir unsre Reise fort. Unser Lohnkutscher schlug die gerade Straße durch eine Art Thal längs des Meeres ein; es war eine trostlose Gegend; man sah nichts als den kahlen weißgelben Boden, und so giengs mehrere Stunden lang. Ich versuchte zu schlafen; aber als ich aufwachte, sah ich immer noch das gleiche öde Thal. Auf einmal aber gelangten wir über eine Anhöhe und sahen dann die Stadt Spezia vor uns. Dieselbe liegt reizend in einer Bucht, umgeben von Weinbergen und Oelbaumgärten, wie man nichts Schöneres sehen kann. Auch der Hafen nimmt sich sehr gut aus, so daß mir der Gedanke kam: Wenn ich einmal alt werden will, werde ich mich hier bergen. Von Spezia brach unser Vetturino am gleichen Nachmittag auf, fuhr dann durch ein Tunnel, und so bekamen wir endlich Genua zu Gesicht, das in einer prachtvollen Lage sich befindet.

Aber kein Glück ist ohne Unfall. Wie wir so langsam gegen Genua einfuhren, auf beiden Seiten Gehänge der schönsten Trauben, Zitronen und Pomeranzen, Eichen, Feigen- und andere Bäume, und dann zuletzt in die Vorstadt einlenkten: krach, brach uns der Wagen und fiel zu Boden! Eine Menge Leute umstanden uns, besonders aber Bettler, die unser Gepäck tragen wollten. Unser Fuhrmann hatte jetzt vollauf mit sich und seinem Misgeschick zu schaffen; wir warteten wohl einige Zeit, bis seine

Angelegenheit geordnet wären; endlich ſetzten wir unſern Weg allein vorwärts. Das ganze Heer der facchini lief uns nach. Aber wir hegten Bedenken, ihnen unſre Sachen anzuvertrauen, da ſie leicht hätten damit durchgehen können, und wollten unſre Effekten lieber ſelbſt tragen. Da riefen ſie uns ſpöttiſch nach: facchini! facchini! Zuletzt kam auch unſer unglückliche Vetturino nach und geleitete uns zu unſerm Gaſthofe.

Genua hat ſchmale Gaſſen, beſonders in der Nähe des Hafens. Da nun aber die Häuſer ungeheuer hoch ſind, ſo kann es ſich treffen, daß in eine ſolche Gaſſe das ganze Jahr hindurch kein Sonnenſtrahl fällt. Der Hafen iſt ſehr ausgedehnt und bildet gleichſam eine Schiffsſtadt, ſo groß war die Zahl der Fahrzeuge, die ſich da befanden. Wir beſahen uns den Dogenpallaſt, der nach einer Feuersbrunſt 1777 von dem Schweizer Simone Cantoni faſt völlig erneut worden iſt. Sonſt bemerkten wir keine ſonderlich ausgezeichneten Gebäude als etwa noch die Kirche S. Annunziata, einen Bau aus der ſpätern Renaiſſance mit vielen Säulen; in dieſer Kirche kann man außer den tüchtigen Freſken der Brüder Carloni einige ſchöne Gemälde ſehen. Wir ſtiegen wohl auch etwas bergauf zur Anhöhe, um einen Ueberblick über die Stadt zu gewinnen, der dann wirklich alle unſre Erwartungen übertraf. Im Gaſthof fanden wir einen freundlichen Kellner, der auch in der Schweiz war und uns allerlei Wegeleitung geben wollte. Glinz hatte durch das Meerbad, das er in Livorno genommen, einen Hautausſchlag an den Armen bekommen, den er durch Abwaſchen mit kölniſchem Waſſer wieder entfernte. Ich kaufte bei einem Hrn. Schläpfer aus Speicher, der in Genua ein großes Geſchäft hatte, ein ſchwarzes Seidenkleid für meine Frau und ein paar Türkenpantoffeln, die ich noch beſitze.

Wir übernachteten nur einmal in Genua; dann ſetzten wir unſre Reiſe fort und zwar direkt nach dem Langenſee, Mailand rechts liegen laſſend. Unſer bisherige Fuhrmann konnte uns

aber nicht weiter führen wegen des erlittenen Unfalls; wir mußten alſo einen andern mieten. Früh morgens fuhren wir die Höhe hinan. Die Straße ſchlängelt ſich hin und her, bis man oben angekommen iſt. Dort war eine Zollſtätte, bei welcher wir angehalten wurden. An der Wand befanden ſich allerlei Inſchriften mit Stoßſeufzern von Wanderern, denen der Weg langweilig vorgekommen war. Einer hatte ſich in einem Verſe verſucht, von dem mir nur noch ein Stück im Gedächtnis geblieben iſt:

in gyrum vehimur . . . . . .

Wir wichen Aleſſandria auf unſerm Wege aus und gelangten nach Novara, wo wir übernachteten. Zufällig geriet ich in unſerm Gaſthauſe einmal an die Thüre zur Küche, und als ich ſie öffnete, da bemerkte ich denn freilich Dinge, die mir nicht einleuchten wollten. Der Koch war daran, eine Kotelette zu präparieren; in dem Augenblicke entfiel ſie ihm aus der Hand auf den Boden; aber dieſer Fußboden war nichts minder als ſo ſauber wie bei uns in den Küchen; es war ein kotiger Lehmboden. Man kann ſich denken, welches Gefühl mich bei dieſem Anblick übernahm. Indeſſen iſt Hunger der beſte Koch und überwindet ſelbſt den Ekel. Wir ſehen zum Glück auch nicht alles, was in unſern Gaſthofküchen vor ſich geht.

Mit unſerm Fuhrmann hatten wir Abrede getroffen, daß wir ſelbſt bezahlen wollten. Als wir nun auf unſrer Weiterreiſe von Novara gegen Mittag auf ein Dorf kamen, hätten wir gerne etwas gegeſſen. Wir verlangten Suppe; aber der Wirt verſtand uns nicht, und als wir ihm unſern Wunſch deutlicher zu erklären ſuchten, brachte er uns eine unſchmackhafte Fleiſchbrühe. „Was haben Sie noch weiter?“ fragten wir, als dieſe ſogenannte Suppe verzehrt war. „Welſchen Hahn“, war die Antwort. „Was koſtet er?“ „Acht bis zehn Lire“. Aber das war uns zu teuer; wir fiengen daher an zu markten und ſteigerten den Preis herunter bis zu einem Drittel des geforderten Preiſes.

Auf ſolche Weiſe gelangten wir nach Arona, einem freundlichen Städtchen am Langenſee. Eine halbe Stunde davon befindet ſich auf einem Hügel das Standbild des Carlo Borromeo, etwa 24 Meter hoch über dem 15 Meter ſich erhebenden Piedeſtal. Die Glieder ſind aus gegoſſenem Erz, der Rumpf aber aus dicken Kupferplatten, die im Innern durch eiſerne Stangen zuſammengehalten werden. Man ſteigt auf einer Leiter in den Rücken der Statue und dann in den Kopf; durch die 1 ½ Fuß breiten Augen kann man die ganze Gegend, beſonders den Langenſee überſchauen. Wir kletterten aber nicht empor; wir waren von allem Bisherigen überſättigt und ermattet. Das Dampfſchiff nahm uns nun auf und führte uns neben den borromäiſchen Inſeln vorbei auf vaterländiſchen Boden. Wir landeten zu Magadino im Kanton Teſſin, gegenüber von Locarno. Von dort kamen wir nach Bellinzona, wo wir zu Mittag ſpeiſten.

Unſre Abſicht war nun, über den St. Gotthard nach Hauſe zu kehren; wir ſetzten alſo von Bellinzona aus unſern Weg thalaufwärts weiter zu Fuß. Als wir bei Biasca an die Stelle kamen, wo die Straße ſich gabelt, entſtand ein kleiner Streit zwiſchen uns. Ich wollte links, die andern rechts. Ich behauptete, wir müßten uns an den Teſſin halten, und ich hatte recht, wie die Folgen bald lehrten. Ich mußte nämlich der Mehrheit folgen und rechts gehen. Als wir zum nächſten Orte kamen, hieß er nicht, wie wir erwartet hatten, Giornico, ſondern Malvaglia. Aber die „Reputation“ ließ eine Beſſerung des gemachten Fehlers nicht zu, und wir marſchierten weiter nach Aquaroſſa. Nun erfuhren wir authentiſch, daß wir richtig ins Blenio-, ſtatt ins Livinerthal hineingeraten waren. Was ſollten wir nun thun? Ueber den Luckmanier gedachten wir nicht zu ſteigen, ſondern über den Gotthard. Mithin blieb uns nichts andres übrig, als über den Berg nach Faido zu gehn. Ein freundlicher Mann, es war ein Oberſt, deſſen Namen ich vergeſſen habe, nahm uns auf, gab uns ein Abendeſſen und ver-

ſchaffte uns einen Führer. Dieſer trug meinen Rock, ließ aber meine Brieftaſche unterwegs herausfallen und damit alle meine Notizen über die Reiſe, die Andenken an Italien und die wenigen Briefe, die ich von Hauſe erhalten hatte. Darum iſt meine Reiſebeſchreibung, die ich hier nach fünfzig Jahren mündlich aus dem Gedächtnis mache, etwas lückenhaft und mager ausgefallen. So kamen wir nach Faido tief in der Nacht und ſehr ermüdet; denn wir hatten den ganzen Weg und Umweg vom Langenſee ab in einem Tage gemacht. Am Morgen früh brachen wir auf und marſchierten auf unſrer Straße weiter. Eine Viertelſtunde hinter Faido bemerkte ich, daß mir meine Uhr fehlte, lief alſo eiligſt zurück und fand ſie glücklicherweiſe noch in meinem Bette. Die andern warteten unterdeſſen auf mich; aber als ich wieder ankam, ließen ſie mich nicht ausſchnaufen, ſondern drängten ſogleich vorwärts. Der Weg durch das Livinerthal hinauf iſt ungemein öde. Das Flußbett iſt zwar breit, aber der Teſſin kaum ſo ſtark als die Thur. Die Hütten im Thale boten einen höchſt armſeligen Anblick.

Airolo war mit Ausnahme des Gaſthofes, in welchem wir abſtiegen, um zu frühſtücken, damals ein ärmliches Bergdorf mit Schindeldächern, die mit ſchweren Steinen belaſtet waren. Man rechnete die Entfernung von hier bis auf das Gotthardhoſpiz auf 3 Stunden. In großer Hitze des Tages ſtiegen wir aufwärts, nicht ohne große Mühe; hie und da geſtatteten wir uns noch einen Rückblick gegen Italien. Schweißgebadet kamen wir endlich im Hoſpital an. Wir hatten eine einſame Hochebene vor uns, aus der ſich verſchiedene Bergkegel wie Pyramiden emporhoben; alles aber war kahl und öde. Wir hatten unſre Torniſter in Bellenz auf die Poſt gegeben und ſie über Chur nach St. Gallen geſchickt. Zum Glück hatte ich ein Hemde herausgenommen und in die Taſche geſteckt. Der Engländer, der tropfnaß war vor Schweiß, fühlte ſich lüſtern nach meinem Hemde und bot mir eine Guinee für dieſes Kleinod; aber ich gab es

ihm nicht, ſondern benutzte es nun ſelbſt. Wir konnten hier oben gut ſchlafen. Am Morgen beſahen wir uns die Gegend und namentlich auch die drei kleinen Seen ſamt der Waſſerſcheide zwiſchen der Reuß und dem Teſſin. Es war ein feierlicher Augenblick, als wir dieſe Mark des Nordlandes und Südlandes vor uns ſahen.

Gegen Mittag brachen wir auf über Realp nach Andermatt. Dort hatten wir die Ehre, mit dem päpſtlichen Nuntius das Mittagsmahl zu halten. Er war ein ſchöner Mann. Er hielt uns einen Sermon, daß wir nicht von Florenz nach Rom gegangen ſeien. Am Nachmittag wanderten wir durch das Urnerloch und über die Teufelsbrücke. Der Kammerdiener des Nuntius begleitete uns bis dorthin, weil er dieſe Merkwürdigkeiten auch ſehen wollte. Er ſchrie und jammerte voll Schrecken über die koloſſale Höhe des Abgrundes, und wir mußten ihn wieder zurückbegleiten. Die Straße war hübſch breit, durch die Göſchenen etwas ſchauerlich, da die Reuß dort durch lautes Rauſchen ſich bemerkbar macht. In Waſen blieben wir für diesmal; da fanden wir wieder ſchweizeriſche Küche. Am andern Morgen kamen wir nach Flüelen, fuhren zu Schiff nach Brunnen und giengen von da über Schwyz nach Einſiedeln. Da hörten wir zum erſten Mal wieder ein ſchönes Geläute. In ganz Italien hatten wir nie harmoniſche Glockentöne vernommen, ſondern nur das greuliche Gebimmel des Maſchinengeläutes, wie es auch in Holland üblich ſein ſoll.

Bei Steinen überfiel uns ein Gewitter, und ich konnte zum erſten Male auf der ganzen Reiſe den Regenſchirm brauchen. Meine Begleiter hatten dieſes nützliche Inſtrument nicht bei ſich; der Engländer machte ſich darum an mich heran, um den meinigen mit mir zu teilen, beziehungsweiſe ganz für ſich in Anſpruch zu nehmen; da ich dies aber nicht leiden mochte, lief er Glinzen nach, der vorausgeeilt war, um irgendwo Schutz zu ſuchen vor dem Unwetter. Beim Rothenthurm trat ich in das

Wirtshaus des Herrn Styger. Da sah ich zwei Männer in fremder Kleidung; es waren Glinz und der Engländer, die sich hatten umkleiden müssen. Wir wurden gut logiert; der Wirt zeigte uns einige Bücher, darunter den eben erst erschienenen ersten Band von Dalps Burgen der Schweiz. Dem Engländer zeigte man die Artikel über die thurgauischen Burgen mit der Unterschrift J. A. Pupikofer. Er wollte es durchaus nicht glauben, daß ich der Verfasser sei, und die andern hatten die größte Mühe, ihn davon zu überzeugen. Von diesem Augenblicke an faßte er einen ungeheuren Respekt für mich. Von dort reisten wir zur March, dann über den Zürchersee nach Schmerikon und Utznach, und von dort stiegen wir über den Hummelwald in das Tockenburg, zogen über Wattwyl, Lichtensteig nach Goßau. Dort trennten wir uns; ich eilte beflügelten Schrittes nach Hause und kam abends halb 9 Uhr an.

Es war Samstag den 9. August; glücklicherweise war für den andern Tag ein Prediger bestellt, so daß ich mich ohne Sorgen der Ruhe überlassen konnte. Die Kinder waren schon zu Bette gegangen; sie hatten während meiner Reise den Keuchhusten überstanden. Meine Frau war ziemlich in Ängsten gewesen, weil sie außer von Mailand und Florenz keinerlei Nachrichten von mir erhalten hatte. Erst am andern Morgen hieß es: „Papa ist da! Papa ist da!“ Bald kam auch das Gepäck an von St. Gallen. Mein Lebenlang freute mich diese Reise.

(Fortsetzung folgt.)